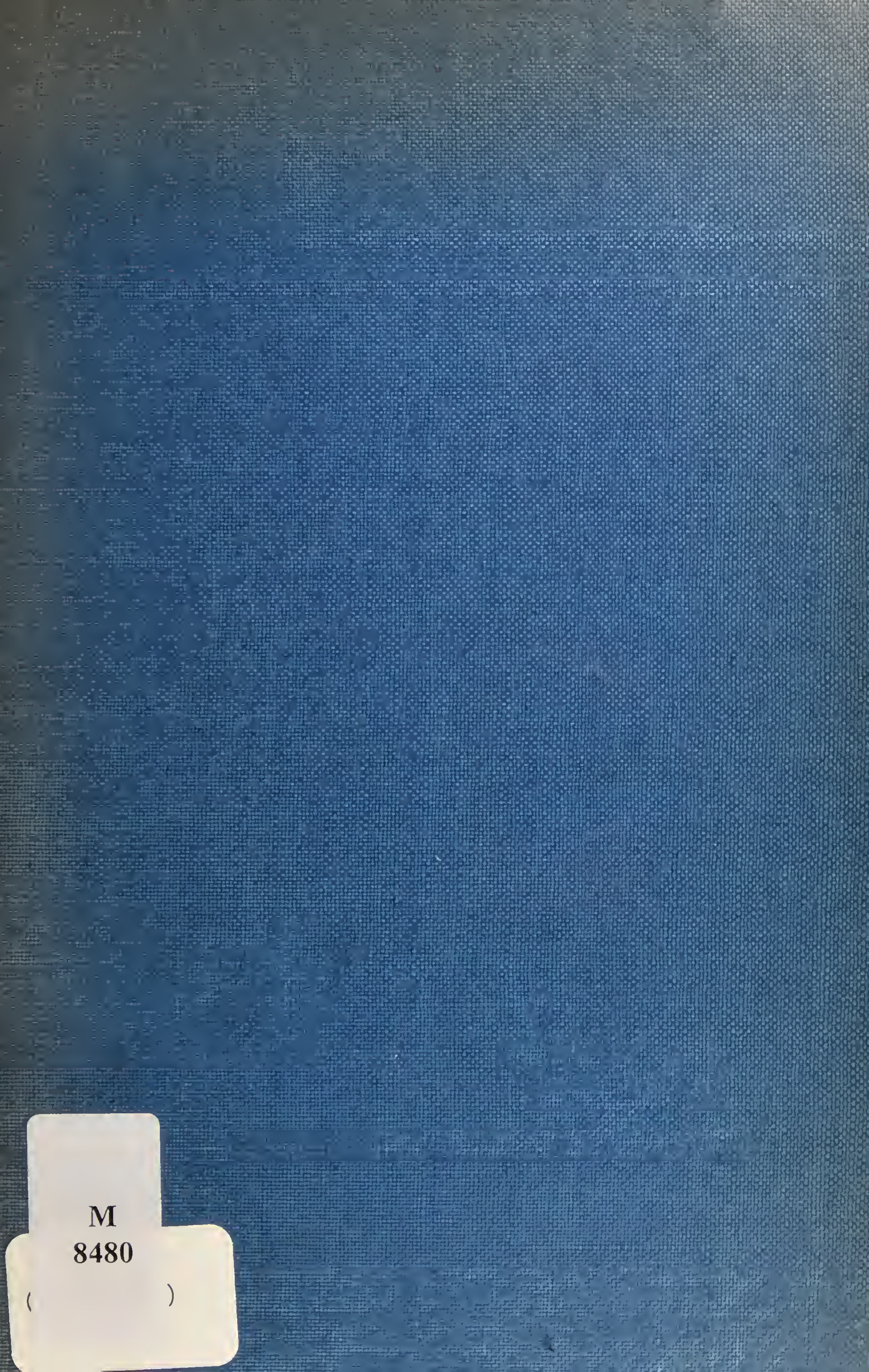
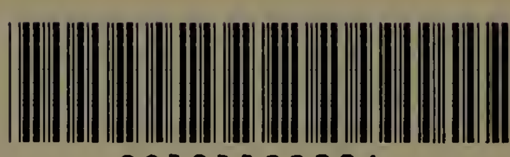










Adolf Kußmaul auf dem Totenbett.



Aus meiner Dozentenzeit

in Heidelberg

von

Adolf Kußmaul.

Mit dem Bilde des Verstorbenen nach einer Photographie
von Max Kögel.

Herausgegeben von

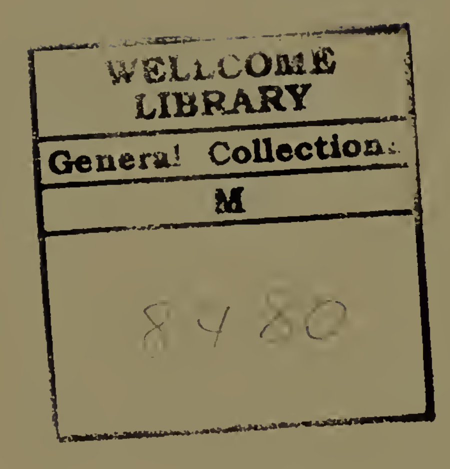
Vinzenz Czerny.





Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1903.





Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Adolf Kußmaul entschlief am frühen Morgen des 28. Mai 1902 nach halbstündigem Todeskampfe an Verkalkung der Schlagadern und des Herzens. Obgleich er sich bis zum letzten Abende der vollen Geistesfrische erfreuen durfte, machte sich doch die Last seiner achtzig Jahre in mannigfacher Weise fühlbar und seinen Wunsch verständlich, es möge ein sanfter Tod ihn vor langem Siechtum bewahren.

Unser Titelblatt zeigt ihn, befreit von den Bürden des irdischen Daseins, ausruhend von fruchtbringender Lebensarbeit, welche stets einem inneren Drange entsprossen, ihm Freude und Befriedigung gewährt hat. Seine Jugenderinnerungen eines alten Arztes haben ihm so viele neue Freunde erworben, daß es nicht an Anregungen fehlte, dieselben fortzusetzen. Das war seine Beschäftigung in den letzten Jahren, welche ihm über manchen Kummer und Sorge hinweghalf. Gewohnt, alle seine Arbeiten auf breitester Basis anzulegen, und möglichst zu vertiefen, fesselten ihn gleich seine experimentellen Arbeiten aus der Heidelberger Zeit und führten ihn in das schwierige Kapitel der Epilepsie. Durch das Studium der ausgedehnten Litteratur des Gegenstandes angeregt, wollte er eine Monographie über diese wichtige Krankheit in gemeinverständlichem Sinne herausgeben. Leider ist dieselbe nicht zur vollen Reife gediehen*) und auch die Fortsetzung

*) Deutsche Revue 1902 Oktober u ff.

seiner Jugenderinnerungen ist nicht soweit vorgeschritten, als er es gewünscht hatte. Die Kapitel aus der Heidelberger Dozentenzeit umfassen aber eine so wichtige Periode in der Entwicklung des Gelehrten Kußmaul und beleuchten eine so interessante Zeit in dem Universitäts-leben Heidelbergs, daß sie sicher vielen willkommen sein werden. Ein vollständiges Verzeichnis der Arbeiten Kußmauls und seiner Schüler, welches er selbst angefertigt hat, habe ich hinzugefügt, weil es einem zukünftigen Historiker, der seine Stellung in der Entwicklung der medizinischen Wissenschaft feststellen will, die Arbeit wesentlich erleichtern wird und weil es das vorliegende Lebensbild wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung ergänzt.

Vinzenz Czerny.

Inhaltsverzeichnis.



Erneutes Studium der Medizin und Doktorpromotion in Würzburg.

In meinen Jugenderinnerungen*) habe ich erzählt, warum ich gezwungen war, im Frühjahr 1854 die ärztliche Praxis zu unterbrechen und nochmals zu studieren, um die akademische Laufbahn einzuschlagen. Es sei nur in Kürze wiederholt, daß ich zwei Jahre lang, 1848 und 1849, Militärarzt gewesen war und, nachdem ich am 1. Januar 1850 meinen Abschied genommen hatte, mir einen eigenen Herd als praktischer Arzt gründete und mich in einer der reizendsten Landschaften der südwestlichen Schwarzwaldecke niederließ. Hier genoß ich die Poesie eines jungen, in Liebe geschlossenen Ehebundes vier Jahre lang und übte die Heilkunst aus in ihrem ganzen Umfang mit äußerem Erfolge und innerer Befriedigung. Mein Körper jedoch besaß nicht Widerstandskraft genug, um die Strapazen der aufreibenden Gebirgspraxis zu ertragen und wäre ihnen beinahe erlegen. Darum faßte ich noch kaum genesen den Entschluß, einen Plan aufs neue aufzunehmen, den ich sieben Jahre zuvor in Wien und Prag gehegt, aber beim Ausbruch der Februarrevolution aufgegeben hatte, den Plan, als Dozent in Heidelberg mein Glück zu versuchen. Dazu galt es nun, durch ein erneutes medizinisches Studium mich vorzubereiten, Vergessenes aufzufrischen und Neues aufzunehmen. In den sieben Jahren, die ich in der Praxis verbracht hatte, war trotz der politischen Stürme, die Europa durchbrausten, die Wissenschaft ihre sicheren Wege gegangen

*) Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1. Aufl. 1899, 5. Aufl. 1902.

und namentlich die pathologische Anatomie, die ich als künftiges Lehrfach ins Auge faßte, hatte unter Virchows Führung eine neue Gestalt und reichen Inhalt gewonnen.

So begreift man, warum ich gerade Würzburg für mein erneutes Studium wählte. Virchow hatte im Herbst 1849 Berlin verlassen, wo er so glänzend begonnen. Als Professor der pathologischen Anatomie nach Würzburg berufen, zog sein Name seit vier Jahren zahlreiche Jünger Aeskulaps nach der seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts namentlich durch Doellinger, Heusinger, Schönlein und Ed. Jaeger geweihten und berühmten Stätte. Um jedoch mein Vorhaben ausführen zu können, mußte ich aus finanziellen Gründen mich allein auf den Weg machen und meine kleine Familie bei meinen Schwiegereltern zurücklassen; es fiel uns nicht eben leicht, doch ergab man sich tapfer in die bittere Notwendigkeit.

Ohne zu ahnen, daß mich die Sterne für das klinische Lehrfach bestimmt hatten, beschäftigte ich mich in Würzburg ein Jahr lang ausschließlich mit anatomischen, physiologischen und chemischen Studien. Ich besuchte die Kliniken nur einige Male aus Neugierde, ihre Leiter lehren zu sehen.

Im Winter 1854/55 besorgte noch zum letztenmal Marcus, der Jüngere genannt, zum Unterschiede von seinem Adoptivvater, dem berühmteren Bamberger Marcus, die innere Klinik. Er war fast ganz erblindet und versuchte seinen Fehler vergeblich vor den Schülern zu verheimlichen; seine Assistenten machten ihm die Diagnose des Falls, der zur Vorstellung in der Klinik bestimmt war, führten ihn bei deren Beginn vor das Bett des Kranken, wo er diesen dann demonstrierte und besprach. — Textor, der Vater, leitete ebenfalls in diesem Winter zum letztenmal die chirurgische Klinik; er stand bei seinen Schülern noch immer in großer Gunst. — Im Sommer trat Bamberger an die Stelle von Marcus, und Morawek, ein tüchtiger Lehrer, wie Bamberger, an Textors Stelle, doch ereilte Morawek schon nach 1½ Jahren der Tod. — Scanzoni, dessen Gestirn damals noch in vollem Glanze erstrahlte, war Ordinarius für Geburtshilfe.

Von systematischen Vorlesungen besuchte ich zwei Semester lang die von Virchow über pathologische Anatomie und im Sommer die

von Koelliker über Entwicklungsgeschichte und von Scherer über analytische und physiologische Chemie. Kurse nahm ich bei Virchow und Koelliker. Unübertrefflich waren die Demonstrationen und Vorträge Virchows, jeder Tag brachte Neues und Lehrreiches. Bei Koelliker nahm ich teil an seinem mikroskopisch-anatomischen Kurse und einem recht nützlichen Privatissimum über experimentelle Physiologie. Außerdem präparierte ich im Winter noch einmal, wie ich es als junger Student bei Tiedemann gethan, jetzt mit besserem Verständnis als praktisch geschulter Arzt, sämtliche Organe, Muskeln, Gefäße und Nerven, mit Einschluß der kleinsten Kopfganglien, am menschlichen Leichnam. Im Sommer darauf arbeitete ich im chemischen Laboratorium; doch ließ die Anleitung zu analytischen Uebungen darin viel zu wünschen übrig; Scherers Zeit war durch Fakultätsgeschäfte in Anspruch genommen und sein Assistent taugte nichts.

Von großem Werte waren mir manche freundschaftlichen Ratschläge, die mir der Anatom Heinrich Müller, seit 1852 a. o. Professor, erteilte. Ich kannte ihn von unsrer gemeinschaftlichen Studienzeit in Heidelberg her; damals lebte er mit seiner Mutter zusammen, die den schwächlichen jungen Mann ängstlich behütete. Jetzt war er glücklich verheiratet und ich genoß manche schöne Stunde in seiner Familie. Er hatte sich bereits durch seine ausgezeichneten mikroskopischen Untersuchungen der Sehhaut, die er zwei Jahre nachher in einer besonderen Schrift veröffentlichte, großes Ansehen bei den Fachgenossen verschafft. Leider starb Müller schon 1864 im Alter von 43 Jahren.

Wie ich mit Nikolaus Friedreich bekannt geworden bin, damals Privatdozent, später Kliniker in Heidelberg, und mit George Harley, der sich anatomischer Studien wegen in Würzburg aufhielt und später Professor und Physician am London University Hospital wurde, habe ich in meinen Jugenderinnerungen*) und ausführlicher in meinem Nekrologe Friedreichs**) erzählt.

Um die Vorlesungen belegen zu dürfen, mußte ich mich immatri-

*) A. a. O. S. 490.

**) Deutsches Archiv f. klin. Medizin, 1883. Bd. 32, S. 191 u. f.

kulieren lassen und kam mir danach in meiner doppelten Eigenschaft als Student und Familienvater sonderbar vor, mußte mich aber darein ergeben. Ich konnte mit einigem Troste auf andere bemooste Häupter blicken, die auf den Schulbänken bei Virchow saßen, zwei sogar mit mir auf einer Bank, doch hielten sie nicht eheliche Bande gefesselt, wie mich. Beide waren das Opfer ihrer politischen Vergangenheit in den schlimmen Jahren 1848 und 1849. Der eine, Eduard Maria Krafft, ein abgedankter bayrischer Forstmann, saß an meiner Seite; der gescheite, heitere Mann ist als Bezirksarzt in Germersheim 1886 gestorben.*) Der andere, ein Hamburger, Lafaurie mit Namen, der im Jahr 1848 Dozent der Nationalökonomie in Jena gewesen war, soll, wie man in Würzburg erzählte, 1848 eine Weile im Besitze der Regierungsgewalt von Sachsen-Weimar gewesen sein; er ließ sich später in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Mein Nachbar auf der andern Seite war ein junger Kommilitone, ein liebenswürdiger Rheinländer und vielversprechender Mediziner, Eduard Lent, heute Geheimer Sanitätsrat in Köln. Von älteren Herren, die ihren Beruf gewechselt hatten um zu Würzburg Medizin zu studieren, nenne ich noch den Schweizer Dr. Gsell-Fels, den bekannten Verfasser geschätzter Reisebücher für Südfrankreich und Italien; er hatte sich mit seiner Frau in Würzburg häuslich eingerichtet.

Von badischen Medizinern, die mir in Würzburg näher bekannt wurden, dürfte Dr. Merz, der in Donaueschingen als Kreisoberhebarzt und Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg starb, der bedeutendste gewesen sein; namentlich besaß er vorzügliche chemische Kenntnisse. Einige, mir verwandt oder durch Freunde empfohlen, schlossen sich mir gerne an und machten mich in den ersten Tagen mit den Würzburger Sehenswürdigkeiten bekannt. Zwei dieser jungen Freunde führten mich auch, um mir ein besonderes Vergnügen zu machen, auf den Wochenmarkt. Welcher Natur das Vergnügen sei, behielten sie

*) Sein Andenken hält die „ärztliche marianische Kongregation“, die er mitbegründet hat, in Ehren. Sie führt die Kollegen der Pfalz alljährlich am letzten Mittwoch des Dezember in Neustadt a. d. H. zusammen. Nach des Jahres Mühen und Sorgen schöpfen sie hier bei edlem Pfälzer Wein neuen Mut für das kommende Jahr.

geheimnisvoll für sich. Der Markt war stark besucht und gedrängt voll Bauersfrauen aus der Umgegend, die entsprechend der Landestracht farbige Tücher um den Kopf gebunden und kurze Röcke trugen; an ihrem Rücken, über die Schultern befestigt, ragten große breite Tragkörbe hoch über den Nacken am Kopf hinauf, die ihnen, auch wenn sie den Kopf zur Seite drehten, jede Aussicht nach hinten versperrten. Meine Begleiter wanderten langsam durch die Reihen der Weiber, schauten prüfend bald nach links, bald nach rechts, bis sie gefunden hatten, was sie suchten. Es war eine dralle Bäuerin, die in gerader Haltung vor ihnen stand und ihnen den Rücken mit dem Korbe zuwandte. Sie leuchteten beide vor Freude, der Gewandtere verlor keinen Augenblick, faßte den Korb mit beiden Händen an den Seiten und drehte das Weiblein wie der Blitz halb herum, so daß sie jetzt hinter sich schaute, starr vor Verwunderung, wie ein hypnotisiertes Huhn. Die mutwilligen Burschen wanderten gelassen, als wäre nichts geschehen, ihren Weg weiter, und niemand hatte in dem lebhaften Marktgetriebe auf den Vorgang geachtet. Ich aber war verblüfft und machte mich eilends davon. Wider Willen hatte ich einen eigentümlichen, mir bisher unbekannten Scherz der studierenden Würzburger Jugend kennen lernen, war jedoch nach weiteren Erfahrungen auf diesem Gebiete nicht begierig.

Ueber die Weihnachtsferien besuchte ich meine Frau, ich hatte sie frisch und rosig verlassen und fand sie kraftlos und bleichsüchtig in hohem Grade. Sobald die bessere Jahreszeit es zuließ, kam sie mit unserem ältesten Töchterchen zu mir und genas ohne Arznei in wenig Wochen.

Wie die meisten badischen Aerzte hatte ich mich nach dem Staatsexamen 1846 mit dem schlichten Titel eines praktischen Arztes begnügt, wollte ich aber zur Habilitation an deutschen Universitäten zugelassen werden, so mußte ich den Besitz eines Doktordiploms nachweisen. Deshalb unterzog ich mich kurz vor dem Abgang von Würzburg der schriftlichen und mündlichen Prüfung pro gradu, disputierte auch, wie es die Vorschrift verlangte, öffentlich, wobei mir Friedreich opponierte, und versprach die Inaugural-Dissertation, die ich erst in Heidelberg ausarbeiten wollte und mich in den Besitz der Promotionsurkunde setzen sollte, nachzuliefern.

Das Recht, die Kandidaten für die Doktorwürde zu prüfen, war ein Monopol der älteren Fakultäts-Mitglieder, Virchow und Koelliker nahmen noch nicht teil daran. Von sämtlichen mir vorgelegten Fragen brachte mich nur eine in Verlegenheit, die mir der alte Textor stellte. Er prüfte mich über den Steinschnitt und schloß mit der wunderlichen Aufforderung, ich möchte ihm angeben, wie oft er den Steinschnitt, nach meiner ungefähren Schätzung, ausgeführt hätte. Ich wagte nicht mit einer Antwort herauszurücken, worauf er mir riet, ihn recht nieder einzuschätzen, denn in Franken seien Blasensteine selten. Um lieber zu viel als zu wenig anzunehmen, meinte ich, ein Dutzend Steinschnitte dürfte er zum mindesten ausgeführt haben. „Fehlgeschossen!“ lächelte er mir freundlich zu, „mit vier hätten sie es richtig getroffen.“

Nachher erfuhr ich, daß Kajetan von Textors Sohn Karl, seit 1850 a. o. Professor, eine Habilitationsschrift 1843 herausgegeben hatte unter dem Titel: „Versuch über das Vorkommen der Harnsteine in Ostfranken“, worin er den Nachweis versuchte, daß im fränkischen Stromgebiete des Mains und seiner Nebenflüsse Blasensteine selten seien, während Harnsand und Gries häufig vorkämen. Außerdem rühmte er die Zuträglichkeit der Frankenweine, namentlich der Weine aus dem Saalgrunde, für Personen, die zu Steinbildung geneigt seien. Die Abhandlung ist weitschweifig und ziemlich ermüdend zu lesen, erst am Ende belohnt eine heitere Notiz aus der Geschichte des Fürstbistums Würzburg den Leser, der sich bis dahin geduldig durchgearbeitet hat. Bischof Peter Philipp, im Volksmunde Peter Lustig geheißen, erkannte schon 1681, gelegentlich einer verheerenden Pest, die heilsame und schützende Kraft guter Frankenweine. Dessen zum Gedächtnis ließ er eine Denkmünze prägen, worauf der Pestdrache vor dem flammenden Kreuze, das von traubenschweren Reben umrankt wird, sich elendiglich krümmt und von dannen flieht; um die Münze schlingt sich die Umschrift: „Vincit et sanat.“

Meine Erinnerungen an Würzburg darf ich nicht schließen, ohne der großen Güte zu gedenken, die mir Virchow zu teil werden ließ. Er interessierte sich für mein Vorhaben und versprach mir aus freien Stücken, mich dabei zu unterstützen, meinte jedoch, ich solle das klinische Lehrfach in Aussicht nehmen. Ohne mir vorher ein Wort zu sagen,

gab er sich Mühe, mir dazu den Weg zu bahnen. In Tübingen war die Stelle eines Assistenten der inneren Klinik, verbunden mit der Erlaubnis zu dozieren, frei geworden, er schrieb deshalb an Professor Griesinger, der sie zu vergeben hatte, und empfahl mich ihm. Glücklicherweise war die Stelle bereits wieder besetzt und ich brauchte mich nicht erst zu besinnen, ob ich sie annehmen wolle; sie schien mir zwar ganz geeignet für einen Mediziner ledigen Standes, aber nicht für einen Familienvater. Uebrigens brachte mir die Empfehlung den Vorteil, daß sie meine persönliche Bekanntschaft mit Griesinger anbahnte, die mir eine der wertvollsten geworden ist. Dabei aber ließ es Virchow nicht bewenden. Nachdem der Plan mit Tübingen gescheitert war, gab er mir, als ich Abschied von ihm nahm, einen Empfehlungsbrief an Professor Hasse in Heidelberg mit, über dessen Schicksal ich in einem der folgenden Kapitel berichten will.



Studien in Illenau.

Zu Anfang August verließ ich Würzburg und verbrachte zwei Monate in Illenau, der badischen Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke, in der Mitte des Großherzogtums nahe dem Städtchen Achern reizend gelegen.

Außer Illenau, das zur Aufnahme heilbarer und unheilbarer Kranker bestimmt war, besaß Baden damals nur noch eine Anstalt für unheilbare Irren und Epileptische in dem alten, aus der markgräflich-badischen Zeit überkommenen Irren- und Siechenhaus in Pforzheim. Im Jahre 1826 hatte man die Irren, 201 an Zahl, von da nach Heidelberg in das ehemalige Jesuitenkonvikt, die heutige, baulich erweiterte Kaserne, verbracht; die Siechenanstalt bestand allein als solche fort, die Irrenanstalt war zu einem Arbeitshause umgewandelt worden.

Die Heidelberger Anstalt erwies sich bald als unzureichend und überhaupt als wenig geeignet für Geisteskranke. Das Gebäude liegt mitten in der Stadt, besaß nur wenig Garten, und von Jahr zu Jahr füllten sich seine Räume mehr und mehr mit unheilbaren Kranken; man war genötigt, 60 der schlimmsten wieder nach Pforzheim zurückzuschicken, wo man sie im Arbeitshause unterbrachte.*) Das Haus, das den Jesuiten einst gedient hatte, mochte ein gutes Konvikt gewesen sein, war aber ein schlechtes Irrenhaus.

---

*) Vgl. Roller, Beleuchtung der von der mediz. Fakultät zu Heidelberg gegen die Errichtung der neuen bad. Irrenanstalt erhobenen Einwürfe. Denkschrift, datiert Heidelberg, im Mai 1837.

Die Abhilfe von so unwürdigen Zuständen verdankt das badische Land der großen Energie und Umsicht von Christian Friedrich Wilhelm Roller, geb. 1802 in Pforzheim, dem Sohn des 1814 verstorbenen Siechen- und Irrenhaus-Physikus Johann Christian Roller. Nachdem er in Tübingen, Göttingen und Heidelberg studiert und drei Jahre in Pforzheim praktiziert hatte, widmete er sich ganz der Irrenheilkunde, machte wissenschaftliche Reisen zu diesem besonderen Zwecke und übernahm die Stelle eines Assistenzarztes bei dem Direktor Groos in der Heidelberger Anstalt. Nach dessen Rücktritt wurde die Leitung 1836 ihm übertragen. Er entwarf die Pläne zu einer neuen, den Anforderungen der besten Irrenärzte jener Zeit entsprechenden Anstalt, gewann Regierung und Stände für seine Vorschläge, und führte mit dem Baumeister Voß, einem Sohn des berühmten Joh. Heinrich Voß, auf der gut gewählten Illenau bei Achern den Neubau aus.*) Der Umzug dahin von Heidelberg geschah 1842 mit 291 Pfleglingen. Die Anstalt war für 410 eingerichtet, aber die Aufnahmegesuche aus allen Teilen des Landes mehrten sich von Jahr zu Jahr derart, daß man die Anstalt schon 1850 um 50 Plätze, 1854 um 90 hatte erweitern müssen, was gleichfalls nicht auf die Dauer ausreichte.

Man ersieht hieraus, daß Illenau zu psychiatrischen Studien Kranke in mehr als ausreichender Zahl darbot. Daneben verfügte man über eine gute medizinische, namentlich psychiatrische, Bibliothek. Endlich hatte die Regierung zur Erleichterung der psychiatrischen Ausbildung der Aerzte verfügt, daß sie in der Anstalt selbst zu mäßigen Preisen wohnen und mit den Assistenzärzten an einem Tische speisen durften.

Zwei triftige Gründe hatten mich bewegt, Illenau aufzusuchen. Erstlich hatte ich die Erfahrung gemacht, daß meine, lediglich aus Büchern geschöpften psychiatrischen Kenntnisse für die Praxis nicht ausreichten. Ferner beabsichtigte ich, in Heidelberg neben pathologischer Anatomie gerichtliche Medizin zu lesen. Die gerichtliche

---

*) Die Verdienste Rollers und seines Freundes Hergt um Illenau hat der jetzige Direktor der Anstalt, Geh.-Rat Schüle, in einer glänzenden Rede zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums gewürdigt. Vgl. die Festschrift zu dem Jubiläum, Heidelberg, Winter 1892.

Psychiatrie ist ein wichtiger Teil von ihr, und es stand bei mir fest, daß sich ein richtiges Urteil in zweifelhaften Fällen nur in Irrenhäusern erwerben läßt.

Roller und die beiden Aerzte der Anstalt, Dr. Hergt und Dr. Fischer, nahmen mich sehr freundlich auf. Karl Hergt wurde nach Rollers Tod 1878 sein Nachfolger, Fischer, jünger als beide, erhielt noch vorher die Direktion der Pforzheimer Anstalt.

Als Roller hörte, daß ich die Absicht habe, in Heidelberg zu dozieren, widmete er mir noch größere Aufmerksamkeit, und drang in mich, unter meine künftigen Lehrfächer die Psychiatrie aufzunehmen. Ich sagte es ihm zu, obwohl ich mir von rein systematischen Vorträgen ohne demonstrierende Krankenvorstellung wenig Nutzen versprach. Man ersieht aus dieser Aufforderung Rollers, daß man ihm mit Unrecht vorwarf, ein Gegner des psychiatrischen Unterrichts an den Universitäten zu sein, er wollte nur von Irrenhäusern zu klinischen Zwecken an den Universitäten nichts wissen. Nach seiner Ansicht, wie er sie mir damals und später wiederholt entwickelte, sollten die medizinischen Fakultäten nur „Irrenstationen," wie er sie nannte, erhalten. Darunter verstand er besondere Krankenzimmer, in Heidelberg und Freiburg, vielleicht mit den akademischen Hospitälern verbunden, aber besonderen Lehrern der Psychiatrie unterstellt, wohin die Illenauer Aerzte von ihnen ausgesuchte Kranke zu Unterrichtszwecken und vorübergehendem Aufenthalte schicken sollten. Was wäre dabei herausgekommen? Gerade die praktisch wichtigsten Fälle, wo eine frühzeitige Diagnose und Therapie not thut, hätte man in Illenau zurückbehalten, weil nur hier die nötige Einrichtung zu erfolgreicher Behandlung und Sicherung der Kranken bestand, und ausschließlich solche überwiesen, an denen nichts zu verderben und wenig zu kurieren und zu lernen ist. Daß die Fakultäten damit nicht einverstanden waren, wird man ihnen nicht verübeln.

Die Frage, wie man das Studium der Psychiatrie ohne Schaden für die Kranken einrichten soll, ist schwierig und hat zu großen Kämpfen unter den Irrenärzten selbst geführt. Sie ist allmählich zu Gunsten besonderer klinischer Anstalten an den Universitäten entschieden worden, man hat sie als Irrenhäuser bald kleinen, bald großen Umfangs

eingerichtet. Roller ist ihr Gegner zeitlebens geblieben. Er hat der psychiatrischen Unterrichtsfrage noch 1874 in einer größeren Schrift,*) dem Vermächtnis eines reichen Erfahrungsschatzes an die ärztliche Welt, ein ausgedehnteres Kapitel gewidmet. Er bezweifelt darin, daß die bis dahin eingerichteten klinischen psychiatrischen Anstalten der Universitäten den erwarteten Nutzen wirklich gehabt hätten und erwartet alles Heil nur von einem mindestens sechswöchentlichen Studium der Irrenheilkunde in den Irrenhäusern selbst. Niemand wird in Abrede stellen, daß die praktische Bildung, wie in allen Zweigen der Heilkunst so auch in der Psychiatrie, am besten durch den Dienst in den Krankenhäusern erworben wird. Seinem Vorschlag liegt genau derselbe Gedanke zu Grunde, der jedem approbierten Mediziner nach bestandenem Staatsexamen noch einen einjährigen Dienst in Hospitälern auferlegen will. Wären nur nicht die Bedenken über die Ausführbarkeit einer solchen Bestimmung so groß und begründet!

Die gewissenhafteste, liebevollste und uneigennützigste Ausübung seines Berufs schützt den Irrenarzt nicht vor dem wütenden Hasse wahnbethörter Kranker, die nicht selten gerade ihre Wohlthäter und ihre nächsten Angehörigen, Eltern, Kinder, Geschwister, als Urheber ihrer Leiden und als schlimmste Feinde ansehen. Auch Roller blieben solche üble Erfahrungen nicht erspart. Unauslöschlich bleibt mir das unheimliche Bild eines unheilbaren Wahnsinnigen der Anstalt in Erinnerung, eines israelitischen Lehrers, der ihn unversehens bei der ärztlichen Morgenvisite überfiel und ihm die scharfe Spitze eines Messers tief in den Nacken stieß. Und ungeheures Aufsehen erregte die schändliche Schrift eines Hamburger Litteraten, A. Ebeling, der auf die Aussage einer rückfällig gewordenen irren Dame hin, Roller beschuldigte, daß er als feiler, bestochener Arzt an dem abscheulichen Komplotte ruchloser Kinder gegen die leibliche Mutter teil genommen habe, damit sie sich in den Besitz des mütterlichen Vermögens hätten setzen können; zu diesem Zwecke habe sie Roller im Irrenhause eingesperrt, darin sieben Jahre festgehalten, und durch fortgesetzte Miß-

*) C. F. W. Roller, Psychiatrische Zeitfragen auf dem Gebiete der Irrenfürsorge u. s. w. Berlin, Reimer, 1874. Kap. XXIV.

handlungen zu töten versucht, bis 1849 badische Freischärler sie befreit hätten. Dieses romantische Lügengewebe fand seine Gläubigen, lief als „der Prozeß Gabe“ durch die Zeitungen, wurde auch dramatisch als „die Mutter im Irrenhause“ verwertet, und Roller erschien als gottloser Bösewicht auf mehreren Bühnen. Es bedurfte einer eignen Druckschrift des Hamburger Advokaten Biesterfeld,*) mit nicht weniger als 74 beglaubigten Briefen und Zeugnissen, darunter der berühmten Aerzte Stromeyer, Chelius und des Siegburger Irrenhausdirektors Jakobi, um den Wahnsinn der „Mutter im Irrenhause“ festzustellen und das kunstreich aufgeführte Lügengebäude zu zertrümmern. Als ich nach Illenau kam, war dieser niederträchtige Angriff auf Rollers Ehre und sittliche Existenz erst seit zwei Jahren abgeschlagen; er verlor nie ein Wort darüber gegen mich, aber der Vorfall muß doch einen tiefen Schatten auf sein Leben geworfen haben. — Der viel gesuchte Arzt, der Unzähligen mit Rat und That willig beigestanden hat, Armen wie Reichen, hinterließ seinen Kindern ein sehr geringes Vermögen.

Der beiden jungen Assistenzärzte, Bernhard Gudden aus Cleve und Hermann Karl aus Ueberlingen, mit denen ich zusammen speiste und am meisten verkehrte, habe ich bereits in meinen Jugenderinnerungen rühmend kurz gedacht. Beide, hochbegabte Männer, hatten kritische, disputierlustige Köpfe und stießen beim Redeturnier am Mittagstische oft aneinander, wobei bald der eine, bald der andere Beulen davontrug. Gudden beschäftigte sich viel mit feinen mikroskopischen Arbeiten, die den alten Psychiatern fern lagen, und schien in Illenau sich nicht ganz heimisch zu fühlen. Er lebte ziemlich für sich und hat sicherlich freudig den Ruf begrüßt, der ihn bereits ein Jahr nachher zur Leitung der unterfränkischen Landesirrenanstalt Warneck nach Bayern führte. Er besaß ein großes Selbstvertrauen, das in seiner ungewöhnlichen Geistes- und Willenskraft wurzelte und sein tragisches Ende mitverschuldet haben dürfte. Dafür spricht die Erzählung, die mir nicht lange nach der Katastrophe, die ihm das Leben kostete, einer der

*) C. W. Biesterfeld, Die Mutter im Irrenhause. Wahrheit. Leipzig, Brockhaus, 1852. XIV u. 180 S.

höchsten Beamten des Königreichs gelegentlich eines Spaziergangs am Starnberger See mitteilte und die ich für richtig zu halten berechtigt bin. Bei der Fahrt des Königs, die ihn einen Tag vor seinem Tode von Neuschwanstein nach dem Schlosse Berg brachte, wurde unterwegs ein Halt gemacht und ließ der König Gudden, der ihm in einem zweiten Wagen folgte, zu einer Unterredung unter vier Augen befehlen. Wie Gudden selbst erzählte, mahnte ihn der König daran, daß er ihm stets ein gnädiger Fürst gewesen sei, und hielt ihm vor, daß es einzig und allein sein ärztliches Gutachten sei, das ihn vom Throne stürze. Gudden sei klug; wenn er ihm dankbar sei, werde er es fertig bringen, das Gutachten zu ändern, und bei der Autorität, deren er als Psychiater sich erfreue, damit auch sein, des Königs, Schicksal. Gudden wich aus. Am nächsten Morgen, also dem Tage der Katastrophe, war der König ungewöhnlich freundlich gegen ihn. Einer der alten Hofbediensteten, der Gudden wohlwollte, benützte einen günstigen Augenblick, um ihn zu sprechen. Der König hatte Gudden zu einem Spaziergange durch den Park befohlen und es sollte niemand folgen. Der besorgte Beamte warnte Gudden: wenn der König so überaus gnädig sei, dürfe man ihm am wenigsten trauen. Gudden lächelte: der König werde ihn nicht überlisten, und ging in den Tod.



Pfarrer Sievert.*)

Ein Fall von Moral insanity.

Als ich im Herbste 1854 psychiatrischer Studien halber in der Großherzoglich badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau verweilte, ließ mich ihr damaliger Direktor, Dr. Christian Roller, von vielen Krankengeschichten zu meiner Belehrung Einsicht nehmen. Darunter war mir sehr merkwürdig die eines bereits verstorbenen evangelischen Pfarrer Sievert, dessen Name in dem ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts eine gewisse Berühmtheit in dem Großherzogtum Baden erlangte, weil sein Gemütszustand zu unzähligen amtlichen Untersuchungen, Klagen, Berichten und Berichtigungen, zuletzt noch zu öffentlichen Verhandlungen vor dem badischen Landtag von 1831—1832 geführt hat. Besser als irgend eine allgemeine geschichtliche Darstellung beleuchtet die Lebens- und Krankengeschichte dieses Pfarrers die psychiatrischen Zustände in dem Großherzogtum zu jener Zeit, und damit in Deutschland überhaupt, denn ähnlich wie in Baden und vielleicht schlimmer noch, sah es in den andern deutschen Ländern aus; überall kämpfte der eben sachte heraufdämmernde Morgen der humanen modernen Psychiatrie mit der versinkenden Nacht irriger Anschauungen und roher Kurmethoden. Die Krankengeschichte Sieverts schien mir der Benutzung zu Lehrzwecken und der öffentlichen Mitteilung wert, Roller stimmte mir bei und überließ mir die Aktenstücke, die das Archiv der Anstalt

---

*) „Deutsche Revue", Januar 1901.

über Sievert bewahrte. Wenn ich erst heute, nach beinahe fünfzig Jahren, die Geschichte veröffentliche, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß sie noch immer ein großes, sowohl ärztliches als allgemeines Interesse beanspruchen darf; sie ist, wie ich glaube, ein nützlicher Beitrag zu den streitigen Fragen über Irrengesetzgebung, die in den letzten Jahren die Gemüter der Aerzte und des Publikums erhitzten.

Unsere Geschichte bietet ein ausgezeichnetes Beispiel jener Form von Seelenstörungen, die im Laufe der Zeit verschiedene Bezeichnungen erhielt; man nannte sie oft methodische Verrücktheit; Pinel, der Vater der heutigen Psychiatrie, brachte sie an der Neige des vorigen Jahrhunderts unter der von ihm aufgestellten Manie sans délire unter; ein besser zutreffender Name ist der gebräuchlichste des räsonnierenden Wahnsinns (folie raisonnante); am besten wohl hat sie der Engländer Prichard als Moral insanity bezeichnet und beschrieben. Um mich der Definition eines hervorragenden deutschen Psychiaters zu bedienen, wäre diese Form des Wahnsinns als eine geistige Entartung aufzufassen, deren Eigentümlichkeit in einer vorzugsweisen Schädigung der sittlichen Gefühle mit entsprechendem Handeln besteht, bei meist auffälliger Schonung des Vorstellungsinhalts.*) Sie ist von der größten rechtlichen und sozialen Bedeutung, weil sie das Hauptkontingent derjenigen Irren liefert, deren Verbringung in geschlossene Anstalten zu skandalösen Prozessen geführt hat und noch immer führt. Ein großer Teil des Publikums, und nicht bloß das ungebildete, will nicht glauben, daß es Wahnsinnige giebt, die in richtiger logischer Form räsonnieren, aber auf Grund krankhafter Triebe und Wahnvorstellungen verkehrt handeln. Sie sind oft gewandte und recht spitzfindige Advokaten ihrer Handlungen und imponieren durch ihre dialektische Fertigkeit selbst wirklichen Advokaten, sogar solchen von Ruf und gutem Leumund, am meisten freilich Zungendreschern, die den Erdichtungen, Illusionen und Halluzinationen ihres kranken Klienten reellen Wert beilegen und Glauben schenken, oder ihn nur vorschützen, um eine cause célèbre

*) H. Schüle, Handbuch der Geisteskrankheiten. 2. Auflage. Leipzig 1880. S. 65.

in die Hand zu bekommen. Damit soll jedoch nicht bestritten werden, daß es mitunter schwer hält, zwischen wirklich Irren und bloß paradoxen Sonderlingen eine scharfe Grenze zu ziehen; die Scheidung kann ebenso schwierig sein, wie die von eigentlicher leiblicher Krankheit und bloßem Leibesfehler, der das allgemeine Befinden und die Arbeitsfähigkeit nicht beeinträchtigt.

Unser Kranker, geboren 1774, war der Sohn eines Landpfarrers, hatte in Jena Theologie studiert und sein Examen 1797 mit der Note „vorzüglich befähigt" bestanden. Er war noch im gleichen Jahre Vikar auf dem Lande und ein Jahr nachher Stadt- und Hofvikar der Residenz geworden. Merkwürdigerweise hatte ihm der evangelische Kirchenrat (heute Oberkirchenrat amtlich geheißen) bereits eine Landpfarrei, Wies bei Schopfheim, zuerteilt, als der Staatsrat Brauer gegen seine Tauglichkeit zu einem christlichen Predigeramt eine ganze Reihe ernster Bedenken erhob. Wie es scheint, war es dem Kirchenrate unbekannt geblieben, daß der Vikar sonderbare, mit dem christlichen Glauben unverträgliche Ansichten hatte, auch Gewohnheiten, die jedenfalls einem geistlichen Herrn nicht wohl anstehen. Er predigte mit Vermeidung aller positiven christlichen Lehren nur Moral, erklärte die Taufe und das Abendmahl für bloße Zeremonien, die er auf seiner Pfarrei abschaffen wollte, verteidigte die Rechtmäßigkeit der Revolutionen und wollte die Bauern gleich beim Antritt seines Amtes darüber aufklären. Er stieß heftige Drohworte gegen Sicherheit und Leben geistlicher und weltlicher Beamten aus, kleidete sich auffallend und ließ trotz wiederholter Verweise weder Nägel noch Haare schneiden.

Vor einen Ausschuß des Kirchenrats geladen, gab der Vikar die Richtigkeit der meisten Angaben Brauers zu, versuchte sie sogar zu rechtfertigen. Man zog ärztliche Sachverständige bei, die vornehmsten Aerzte der Stadt, darunter zwei großherzogliche Leibärzte. Sie erklärten ihn für geisteskrank und rieten, da sich Vernunft und Wahnsinn noch um die Herrschaft stritten, zu einer sanften, schonenden Behandlung mit geeigneten Arzneien; der eine Leibarzt, Dr. Schrickel, schlug daneben kalte Bäder vor, aber der andere, Dr. Maler, verwarf sie. Weil man sich über diesen Punkt nicht einigen konnte, schickte man ihn am 4. April 1804 nach Bruchsal, der ehemaligen Residenz

des Fürstbischofs von Speier, wo damals noch die von dem berühmten Johann Peter Frank gegründete Chirurgen- und Hebammenschule bestand. Der evangelische Vikar wurde hier den barmherzigen Brüdern vom Kapuzinerorden zur Kur übergeben; er will damals in Bruchsal medizinische Vorlesungen, sogar über Geburtshilfe, gehört haben. Sicher ist, daß er bald entlief, am 25. Mai schon wieder in Karlsruhe eintraf und die Behörden mit Klagen über feindliche Nachstellungen und heimliche Anschläge, ihn zu vergiften, sowie mit dringenden Gesuchen um baldige Erteilung der zugesagten Pfarrei überschwemmte. Sein Drängen danach motivierte er ganz besonders mit seinem unwiderstehlichen Triebe zu heiraten.

Um den jungen Herrn Amtsbruder und unbequemen Querulanten in Ordnung zu bringen, schickte man ihn zu einem würdigen und milden Landgeistlichen in der Nähe, bei dem er es aber nicht lange aushielt, weil man ihm Säfte bei Tische beigebracht hätte, die ihn schwindsüchtig und epileptisch machten. Er drangsalierte jetzt den Kirchenrat aufs neue um eine Pfarrei und die Erlaubnis zu heiraten; zweifle man an seiner männlichen Kraft, so wolle er gerne eine Probe ablegen, ausnahmsweise dürfe man dies schon gestatten.

Am 6. November 1805 brachte man ihn bei seinem Bruder unter, der in Schopfheim Pfarrer war, ihn aber, noch ehe der Monat zu Ende ging, aus dem Hause wies, weil er sich unziemlich benahm und täglich Unfrieden stiftete. Darauf nahm ihn ein gutmütiger Diakonus Engler zu sich und übertrug ihm sogar kirchliche Verrichtungen, die er in eigentümlicher Weise ausführte. Beim Katechisieren empfahl er den Schülern die Rückkehr zum Naturzustand, sein Steckenpferd, worauf ich noch zurückkommen werde, und die Verweigerung aller Abgaben; gegenüber Brautleuten, die sich bei ihm melden mußten, erging er sich in so anstößigen Ermahnungen physiologischer Natur, daß sie sich nicht wiedergeben lassen, und dergleichen mehr. Dessenungeachtet glaubte Engler den Antrag beim Kirchenrat stellen zu sollen, man möge Sievert eine Pfarrei und die Heiratserlaubnis erteilen, weil beides zu seiner Herstellung beitragen könne. In der That ging der Kirchenrat darauf ein. Der geisteskranke Mann erhielt die Pfarrei Langenalb bei Pforzheim und bezog sie im Dezember 1808,

ehelichte auch eine brave Frau, die den unseligen Bund schwer büßen mußte.

Mit dem neuen Pfarrer war kein gewöhnlicher Seelsorger in das Dorf eingezogen. Er geriet in kürzerster Zeit mit dem ganzen Ort in Hader, kein Schulmeister hielt es bei ihm aus, seinen Kirchengemeinderat verklagte er, gestützt auf 28 Beschwerdepunkte, auf den Ortsvogt ging er mit dem Säbel los, mit allen Amtsbrüdern der Umgegend und seinen Vorgesetzten stand er auf dem Kriegsfuße, Frau und Kinder jagte er aus dem Hause und wollte sie aus dem Dorfe vertreiben lassen, erklärte jene vor den Konfirmanden für eine Ehebrecherin, weil sie blaß sei, und diese für Bastarde. Auch seine Mutter, die zu ihm gezogen war, verschonte er nicht mit ungegründeten, schweren Beschuldigungen. Seine Predigten waren so anstößig, daß ihm kein Mensch mehr in die Kirche ging. Die Gemeinde, die der Kirchenrat zu dem unglücklichen Kurversuch mit dem tollen Pfarrer ausgewählt hatte, bat dringend um einen vernünftigen.

Abermals wurde ein ärztliches Gutachten eingeholt. Drei Pforzheimer Aerzte, an ihrer Spitze der Direktor der dortigen Landesirrenanstalt, Christian Roller, der ältere, Vater von Christian Roller, dem jüngeren, dem nachmaligen Gründer und Direktor Illenaus, erklärten Sievert für geisteskrank. Er wurde 1812 seines Amtes entsetzt, bei der Uebergabe der Geschäfte an den Geistlichen, dem die Versehung der Pfarrei übertragen worden war, mißhandelte er diesen zum Abschied.

Wunderbarerweise war die Geduld der Behörden noch nicht erschöpft. Nachdem Sievert das Ministerium des Innern aufs neue mit Beschwerdeschriften bedrängt hatte, erschien ein Großherzoglicher Immediatbefehl, der ihn nochmals zu einer geistigen und geistlichen Kur dem milden Landpfarrer überwies, dem er schon 1804 vergeblich zur Behandlung übergeben gewesen war. Aber er reichte auch gegen diesen sanftesten aller Pfarrer eine Beschwerdeschrift nach der andern ein, verklagte zuletzt den Minister selbst beim Landesherrn und kam wieder nach Karlsruhe.

Was die Pfarrer nicht fertig brachten, sollte jetzt der Irrenarzt Roller in Pforzheim fertig bringen. Man wollte aber vermutlich den geistlichen Herrn nicht gleich „ins Narrenhaus sperren" und

mietete ihn anfangs im Gasthaus zum wilden Mann ein, mit schlechtem Erfolge. Die Wirtshausschoppen und die zech- und neckluftigen Wirtshausgäste machten ihn immer aufgeregter, und so nahm man ihn endlich, im Dezember 1813, in der Irrenanstalt allda auf, der einzigen, die das Land besaß.

Im März 1814 raffte der Kriegstyphus den Dr. Roller weg, und sein Nachfolger wurde Dr. Friedrich Groos aus Karlsruhe; damit kam es zu einer fast unglaublichen Episode unsrer Geschichte: der neue Direktor erklärte Sievert für geistig gesund! Wie war dies möglich? Um es zu begreifen, muß man bei der Persönlichkeit des Arztes, unter dessen Obhut unser Kranker nunmehr gestellt wurde, einen Augenblick verweilen.

Friedrich Groos, geboren 1768 in Karlsruhe, hatte zwar den Vorlesungen großer Naturforscher und Aerzte, eines Volta und Spallanzani, eines Peter Frank und Scarpa angewohnt, und war in den Schriften der alten und neuen Philosophen wie wenige Aerzte bewandert, aber in der Irrenheilkunde war er ein Neuling ohne alle Erfahrung. Er meinte, die Psychiatrie aus allgemeinen Prinzipien ableiten zu können, und die zahlreichen Schriften, die er hinterließ — sein Biograph Wittmer*) zählt deren nicht weniger als 24 selbständige auf —, sind heute ungenießbar. Die meisten, und daneben noch eine Menge Abhandlungen und Rezensionen in Zeitschriften, hat er nach der Uebernahme der Pforzheimer Anstalt verfaßt, und schon die Titel verraten, in welchem, uns gänzlich fremd gewordenen Geiste sie geschrieben sind. Ich greife nur einige heraus: „Entwurf einer philosophischen Grundlage der Lehre von den Geisteskrankheiten" (1828); „Ideen zur Begründung eines obersten Prinzips für die psychische Legalmedizin" (1829); „Der unverwesliche Leib als Organ des Geistes und der Seelenstörungen" (1837). Er hat auch der Manie sans délire Pinels eine besondere Schrift**) gewidmet, und

*) Deutsche Zeitschrift für Staatsarzneikunde. Neue Folge. Band I. S. 228—237.

**) Fr. Groos, die Lehre von der Mania sine delirio, psychologisch untersucht und in ihrer Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung betrachtet. 1830.

ich hoffte, da die Lehre von der folie raisonnante innigst mit ihr zusammenhängt, darin den Fall Sievert als einen der lehrreichsten behandelt zu finden, aber vergebens. Er wird nicht erwähnt, und das Buch enthält überhaupt keine einzige eigne Erfahrung, sondern nichts als klingende Worte ohne irgend welchen praktischen Rat und Wert. Offenbar ist es diesem langjährigen Leiter einer großen Irrenanstalt, der später sogar als Dozent an der Heidelberger Hochschule (1828—1839) für Psychiatrie figurierte, nie klar geworden, daß die Psychiatrie, wie alle Zweige der Heilwissenschaft, keine spekulative, sondern eine empirische Wissenschaft ist und nach streng naturwissenschaftlicher Methode betrieben werden muß.

Gerade um seiner philosophischen Bildung willen hatte man an maßgebender Stelle den Dr. Groos für besonders geeignet gehalten, die Landesirrenanstalt zu leiten und ihm deshalb ihre Direktion übertragen, aber er fiel sofort in eine Schlinge, in die er auch bei nur einiger der Erfahrung entnommenen psychiatrischen Einsicht unmöglich hätte geraten können. Er fing es in laienhafter Weise so verkehrt als möglich an, um hinter den Geisteszustand Sieverts zu kommen. Statt die vielen Zeugen seines tollen Thun und Treibens zu vernehmen und seine Krankengeschichte zu studieren, ließ er sich seine Aufsätze zur Einsicht geben und konvertierte und disputierte darüber mit ihm. Er war der Meinung, daß man Sievert hauptsächlich um seiner Lehre vom Naturzustande willen ins Irrenhaus verbracht habe, und prüfte sie mit einer Sorgfalt, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Die dialektische Gewandtheit Sieverts bestach ihn, und er gewann die Ueberzeugung, Sievert sei wohl ein irrender, aber kein irrer Mensch. Die Tendenz seiner Lehre sei zwar nicht zu billigen, aber neben vielen Paradoxien und irrigen Gedanken habe er auch vortreffliche über Abhärtung, Gesundheit und Keuschheit. Selbst die Grundidee vom Naturzustand habe eine schöne wildromantische Seite. Er besitze eben eine zu lebhafte Einbildungskraft und ein zu starkes Selbstgefühl, das ihn zudringlich mache, aber sein Verstand sei scharf, wenn auch zu Sophismen geneigt; und seine Moralität das Werk der Grundsätze und nicht der Empfindung, gerade deshalb aber um so empfindlicher. Er leide nur an einem angeborenen Mangel des

Scham- und Zartgefühls, sonst würde er nicht verlangen, daß seine Naturmenschen sich vor den Augen der andern paarten. Man könne aber Gelehrte, die ein Steckenpferd ritten, nicht ihrer irrigen Hypothese halber ins Irrenhaus sperren; wo wollte man dazu den Raum hernehmen? Die Irrenhäuser würden sich in Akademien umwandeln. Sievert sei unschädlich, man solle ihn ungestört reden und schreiben lassen. Er mache den Vorschlag, ihn als reisenden Diözesanprediger zu beschäftigen.

Dieses Gutachten regte alle auf, die Sievert schon länger kannten, und die beiden Geistlichen der Anstalt erhoben dagegen Einspruch. Sie erklärten: Groos hätte die Leute ausfragen sollen, die mit Sievert bereits ein Scheffel Salz verzehrt hätten, er lasse sich durch die Verstellungskunst und Redegewalt des Kranken blenden, sie beständen auf der Ansicht des verstorbenen Direktors Roller, daß Sievert an methodischer Verrücktheit leide, die man auch räsonnierende Narrheit nenne. Groos ließ sich dadurch nicht irre machen, er stellte Sievert ein Zeugnis aus, daß er vollkommen geistig gesund sei, und gewährte ihm einen vierzehntägigen Urlaub nach Hause, den Sievert so klug war, genau einzuhalten. Es währte anderthalb Jahre, bis Groos sein Gutachten widerrief und Sievert auch für einen methodischen Narren erklärte.

Diese Sinnesänderung hatte hauptsächlich das ungestüme Drängen von Sievert bewirkt, dahingehend: Groos möge eine neue Schrift, die Sievert abgefaßt hatte, an das Großherzogliche Geheime Kabinett nach Karlsruhe befördern. Sie führte den Titel: „Das Reich Gottes", und tischte, nur noch schärfer gewürzt, alle die Speisen auf, die er in seinen bisherigen Federleistungen über den Naturzustand aufgetragen hatte. Das Reich Gottes war eben der Naturzustand und lief mit reichlicher Verbrämung biblischer Aussprüche auf das hinaus, was wir heute Anarchie nennen. Der monarchische Staat, der Kulturstaat überhaupt, war das Gegenteil, das Reich Satans; dieses Reich samt den Fürsten und aller weltlichen Obrigkeit auszurotten, sei die Aufgabe des Volks. Im Naturzustande seien alle Menschen gleich, man brauche keine Häuser, keine Betten, keine Kleider, solle Nägel und Haare wachsen lassen, es brauche weder Städte noch Dörfer zu geben, man wandere auf Gottes Erde umher, wie der Herr Jesus mit seinen

Jüngern, und erlange alles, was vernünftige, sittliche und sinnliche Geschöpfe wünschten und bedürften. Die Vorteile, die das ungehinderte Wachsen der Haare den Menschen gewähre, sind weitläufig dargelegt, beispielsweise könnten die Kinder beim Baden in den Flüssen an den langen Haarflechten ihrer Mütter leicht auf deren Rücken klettern und sich so bequem über dem Wasser halten.

Es war wirklich eine starke Zumutung an einen großherzoglichen Staatsdiener und Direktor der Landesirren- und Siechenanstalt, ein solches Schriftstück an das Geheime Großherzogliche Kabinett einzuschicken. Das konnte doch nur ein methodischer Narr verlangen! Sievert wurde nicht entlassen und verblieb in der Pforzheimer Irrenanstalt bis zu ihrer Verlegung nach Heidelberg. Von Zeit zu Zeit machte er Entweichungsversuche, auch einen und den andern mit Glück, und mußte mit Gewalt zurückgeholt werden. Sein Aussehen beschreibt ein Bericht vom Februar 1820 als „ganz patriarchalisch". Sein Bart hing bis auf die Brust, sein Haupthaar auf den Rücken hinab, er trug weder Strümpfe noch Hosen, nur ein langes Hemd und darüber einen Schlafrock, der bis auf die Waden herabging. In solchem Anzug schlich er, wenn er unbewacht blieb, gerne unter das Thor der Anstalt, um die Vorbeigehenden in einen Disput zu ziehen. Im Hause zankte er sich mit aller Welt und namentlich mit dem Küchenpersonal, denn es quälte ihn unaufhörlich der Wahn, man habe es auf seine Vergiftung abgesehen.

Bei der Verlegung der Irrenanstalt 1826 nach Heidelberg in das ehemalige Jesuitenseminar wurde Sievert von Groos mitgenommen, und damit beginnt eine zweite Episode, wo abermals ein Gelehrter, diesmal ein Ordinarius zweier Fakultäten, des Rechts und der Philosophie, für die völlige Geistesgesundheit unseres Kranken unerschrocken in die Schranken trat. Es war der Polyhistoriker E. Sein Haus, das Eckhaus mit dem hübschen Erker der Stadtpost gegenüber, grenzte an das Irrenhaus, die heutige Kaserne; es war Sievert gelungen, in Briefwechsel mit ihm zu treten und ihn durch seine Aufsätze und brieflichen Darstellungen zu überzeugen, daß er das Opfer seiner philosophischen Lehren und zahlreicher persönlicher Feinde sei, namentlich unter der Geistlichkeit.

Den Professor E. habe ich als Gymnasiast fast täglich gesehen, denn das Gymnasium, die heutige Stadtpost, lag seinem Hause gegenüber, und E., ein hageres Männchen mit rundlichem glattem Gesichte, stand viel am Fenster seines Studierzimmers und schaute nachdenklich auf die Straße hinaus. Auch auf der Straße begegnete ich ihm häufig, er ging stets allein und tief sinnend, als ginge er den höchsten Problemen der Wissenschaft nach. Er galt in der Stadt für einen Sonderling, und die Heidelberger erzählten mit besonderem Vergnügen von allerlei kühnen Versuchen, die er zur Lösung schwieriger mechanischer Aufgaben unternommen habe. Bei einem Versuche, auf selbsterfundenen Schuhen den Neckar zu überschreiten, sei er ins Wasser gesunken, jedoch glücklich wieder herausgefischt worden. Bei einem Flugversuche habe er schier das Bein gebrochen. Welch eine erstaunliche Gelehrsamkeit er besaß, weisen die Vorlesungsverzeichnisse der Heidelberger Hochschule nach. Außer verschiedenen Kollegien über Rechtswissenschaft hat er solche angekündigt über Logik, Geschichte der Philosophie, Anthropologie, die Lehre von den Sinnen, die Lebensstufen des Weibes, Chemie, Kritik der Biologie und Physiologie, Etymologie der Pflanzenbenennungen, sowie kursorische Lektüre medizinischer und naturwissenschaftlicher Schriften in schwedischer, holländischer, französischer, spanischer und portugiesischer Sprache. Nach einem Aktenstücke, aufbewahrt im Sekretariate der Universität, hat er auch in den fünfziger Jahren in Bamberg eine chrono-astronomische Anstalt eingerichtet oder einzurichten versucht. Er hinterließ eine wertvolle Bibliothek und verschiedene naturwissenschaftliche Sammlungen.

Dieser Ausbund von Gelehrsamkeit, dessen Gehirn wie ein riesiger Speicher in buntester Weise mit Wissensstoffen angefüllt war, sah in Sievert einen widerrechtlich eingesperrten Denker, einen völlig gesunden, tugendstrengen Philosophen, das gehetzte Wild einer erbarmungslosen Hierarchie, deren Haß ihm die Einkerkerung unter lauter wirklich Wahnsinnige und Verrückte zugezogen habe. Er sparte weder Mühe noch Geld, um ihm seine Freiheit und volle Entschädigung für das erlittene Unrecht zu verschaffen. Er ging durch alle Instanzen bis zum Landesfürsten und dem Landtag. Dem Großherzog stellte er in beweglichsten Worten vor, daß er mit seinen gesegneten Landen unter

dem Namen einer Wohlthätigkeitsanstalt eine Bastille ererbt habe, worin teuflisch verleumdete Unterthanen ohne vorausgegangenes Rechtsverfahren und gerichtliche Entmündigung als Wahnsinnige bei Nacht und Nebel untergebracht würden. Darauf mußte die Direktion des Irrenhauses, wie schon unzähligemal, Bericht erstatten. Sie widerlegte alle Beschuldigungen Punkt für Punkt und machte, als das einzige Mittel, dem Professor E. die richtige Einsicht in den Seelenzustand seines Schützlings zu verschaffen, den Vorschlag, er möge sich ihn zum Haus- und Tischgenossen nehmen.

In einer der letzten Sitzungen der zweiten Kammer von 1831/32 legte der Abgeordnete und evangelische Dekan Fecht eine Petition des Professors E. vor, eingereicht im Auftrag der Pfarrer Sievertschen Kinder, die E. offenbar für sein Vorgehen gewonnen hatte. Sie baten um Freilassung ihres Vaters, Einsetzung in seine Rechte und Nachzahlung seines Gehalts. Fecht beantragte Ueberweisung an das Staatsministerium. Der Abgeordnete Welcker aus Freiburg und die Abgeordneten Winter und Mittermaier aus Heidelberg unterstützten den Antrag, Welcker mit der Begründung: es sei zu befürchten, daß man am Ende jeden, der barocke Ansichten ausspreche oder sonst Aergernis errege, ins Irrenhaus stecke und dieses wirklich zur Bastille mache. Der Berichterstatter Fecht, der die Geschichte seines Amtsbruders genau kannte, entschuldigte das Verfahren der Regierung, indem er unter anderm bemerkte, Pfarrer Sievert habe öffentliches Aergernis gegeben, weshalb man ihn nach Bruchsal zu den Kapuzinern gethan, aber dort habe er an der Tafel so obscöne Reden geführt, daß der ganze Konvent nach und nach desertiert sei; die Patres hätten es nicht mehr ausgehalten, und darum hätte man ihn, weil es an einem andern schicklichen Aufenthaltsort für solche Geistesverirrte fehle, ins Irrenhaus versetzen müssen. Zuletzt wünschte der Abgeordnete und Professor der Rechte Duttlinger aus Freiburg, daß bis zum nächsten Landtag ein Gesetz vorbereitet werde, welches verordne, unter welchen Umständen jemand gegen seinen Willen in das Irrenhaus gebracht werden dürfe, womit er eine wirkliche Lücke in der Gesetzgebung bloßlegte. Uebrigens wundere er sich nicht, fügte Duttlinger bei, der Katholik war, daß sich Sievert bei den Kapuzinern

nicht nach Wunsch benommen habe, man könne einen evangelischen Geistlichen zum Narren machen, wenn man ihn zu den Kapuzinern sperre. Darob entstand ein heiteres Gelächter.*) Infolge dieser Verhandlung wurde die Irrenhausdirektion zu erneutem Berichte aufgefordert und zur Rechtfertigung gegen den Vorwurf gröblicher Mißhandlung des Kranken, der rein auf dessen lügenhafter Behauptung beruhte.

Sievert machte auch noch die Verlegung der Anstalt nach Illenau 1842 mit und starb dort am 6. Juli 1844. Seine Frau und zwei seiner Töchter waren vor ihm aus dem Leben geschieden. Er hinterließ ein Dutzend geschriebene Abhandlungen über theologische, philosophische und physiologische Gegenstände, namentlich aber über den Naturzustand. Mit besonderer Vorliebe verweilte er bei sexuellen Dingen. Ein Heft von dreißig Schriftbogen schildert unter dem Titel: „Frau Dorothea oder die Hauswirtschaft einer Närrin", die vergeblichen Bemühungen eines klugen Geistlichen, seinem einfältigen Weibe den Segen des Naturzustandes klar zu machen, und ihre thörichten Streiche. Der kluge Geistliche war er selbst, das einfältige Weib seine Frau.

Das große diagnostische Fiasko der beiden Gelehrten in unserm Falle hatte seinen Grund in der psychiatrischen Unwissenheit, die bei dem Arzte und dem Polyhistor gleich groß war. Vergebens versuchte der eine die psychiatrischen Lügen seiner ärztlichen Bildung durch die Abstraktionen der spekulativen Philosophie auszufüllen, und ebenso vergebens pochte der andre, in seinen amtlichen Eingaben, als Anthropologe, Physiologe und scharfer Logiker auf seine Berechtigung, zweifelhafte Seelenzustände richtig zu beurteilen. Die Fähigkeit hiezu verleiht nur die ärztliche Beobachtung und Erfahrung an Seelenkranken, wie die Kunst, die Leibeskrankheiten zu erkennen, nur an Leibeskranken erlernt wird. Beide begingen den gleichen Fehler; sie prüften den Kranken nicht auf sein ganzes Thun und Treiben, sondern legten das ausschlaggebende Gewicht auf die logische Formulierung seiner Ideen, sie fanden diese zwar parador, aber dialektisch richtig verteidigt, wenn auch spitzfindig. Sie verstanden nicht sachgemäß zu untersuchen.

---

*) Karlsruher Zeitung, 1832, No. 4.

Ein richtiges Gutachten muß sich auf die Untersuchung der ganzen Persönlichkeit des Menschen erstrecken, seine leibliche und geistige, seine Gefühle, seine treibenden Vorstellungen und wirklichen Handlungen. Es mag zugegeben werden, daß der gesunde Menschenverstand der Ungelehrten bei unserm Kranken eher das Richtige getroffen hätte, auch sicher wirklich getroffen hat, als die Klügelei der beiden Gelehrten, aber es wäre verfehlt, deshalb in solchen Fällen, wie es da und dort Enthusiasten verlangen, der vox populi die Entscheidung zu überlassen, denn die Geschichte der Menschheit hat den sogenannten gesunden Menschenverstand tausendmal häufiger als die ernste Wissenschaft auf Irrwegen betroffen.



Meine Inaugural-Dissertation.

Der Aufenthalt in Illenau ist mir in mehrfacher Beziehung nützlich gewesen. Vor allen Dingen hat er mich mit den Seelenstörungen hinreichend genug bekannt gemacht, um mich vor Fehldiagnosen zu schützen, wie sie sogar berühmte Pathologen begingen, die sich um die organischen Krankheiten des Nervensystems verdient gemacht, aber die Psychiatrie nur aus Büchern studiert haben. Sie verkannten ausgesprochene Fälle von allgemeiner Paralyse, zweimal ging die Diagnose auf chronische Meningitis, in einem andern Falle sogar auf Tumor cerebri. Auch verdanke ich Illenau die erste Anregung zu der Inaugural-Abhandlung, die ich der Würzburger Fakultät vorlegen mußte, um in den Besitz meines Doktordiploms zu kommen.

Unter den psychiatrischen Schriften der Illenauer Bibliothek ragte durch Geist und wissenschaftliche Methode mächtig hervor das leider unvollendet gebliebene Werk Jakobis, des Direktors der Siegburger Anstalt. Ich traf darin auf Versuche über Kompression der Karotiden zu Heilzwecken, die teils er selbst, teils andere nach dem Vorgange Kaleb Parrys (1797) angestellt hatten. Dieser Eingriff bewirkt eine plötzliche Unterbrechung der Blutströmung in den beiden, vorn am Halse gelegenen und dem Fingerdrucke zugänglichen großen Halsschlagadern, die das Gehirn beim Menschen mit der Hauptmasse an Blut versorgen, dessen es in reichlichen Mengen zur Erfüllung seiner Verrichtungen als Organ des bewußten Fühlens, Denkens und der Willensbewegungen bedarf; nur ein weit geringerer Teil wird ihm

vom Nacken her durch die versteckten Wirbelarterien geliefert. Gudden war Jakobis Assistent gewesen und hatte vielen solchen Versuchen angewohnt. Er zeigte mir das Verfahren an einigen dazu geeigneten jüngeren Personen, bei denen keine Gefahr durch die Ausführung zu befürchten war. Die Wirkung auf das Gehirn ist erstaunlich und beweist, daß die Blutmenge, die ihm durch die Wirbelarterien allein zugeführt wird, für das menschliche Gehirn nicht ausreicht, das Bewußtsein zu erhalten. Wie vom Schlage gerührt verliert der Mensch, sobald die Blutbahn der Karotiden gesperrt wird, das Vermögen, bewußt zu fühlen, zu denken, sich auf den Beinen zu halten und den willkürlichen Gebrauch seiner Muskeln überhaupt.

Diese Thatsache kannte schon Galen. Ein berühmter Anatom in Pisa, Colombo (1554) benützte sie, um eine große Gesellschaft in Erstaunen zu setzen. Unter dem Vorgeben, zaubern zu können, machte er einen jungen Mann durch einfachen Fingerdruck auf den Hals umsinken. Ich selbst wiederholte sein Kunststück eines Tags bei einem befreundeten jungen Mann, der mit seiner Stärke prahlte und mir nicht glauben wollte, daß es für einen Mediziner eine leichte Sache sei, den stärksten Athleten durch einfachen Druck der Finger zu Boden zu werfen. Er forderte mich auf, es bei ihm zu versuchen, ich werde ihn nicht bezwingen. Vorsichtshalber, um ihn vor dem Niederstürzen zu bewahren, ließ ich ihn auf einen Stuhl sitzen, ehe ich den Druck ausübte. Seine Karotiden lagen sehr günstig. Kaum hatte ich die Finger angelegt, so erblaßte er, schwankte und drohte vom Stuhle zu sinken; ich hatte kaum noch Zeit, ihn aufzufangen. Er kam sogleich wieder zu sich und lallte: „Wo war ich?“

In die erste Hälfte der fünfziger Jahre fällt die Entdeckung des vasomotorischen Nervensystems. Es wurde festgestellt, daß es besondere Nerven giebt, die durch Einwirkung auf die Muskelhaut der Gefäße deren Lichtung sowohl zu verengen, wie zu erweitern vermögen und dadurch in stand gesetzt sind, den Blutstrom zu regulieren. Das Blut wird durch das Herz in die Schlagadern getrieben, aber seine Verteilung in den Organen des Körpers steht unter der Herrschaft der vasomotorischen Nerven, die durch verschiedene Reize und von verschiedenen Provinzen des Nervensystems aus erregt werden können.

Wärme, Champagner und Schamgefühl röten die Wangen; Kälte, Ekel und Schreck machen sie blaß. Die Gefäßnerven vermitteln die Röte wie die Blässe. Mit der Menge des zuströmenden Blutes steigt zugleich die Wärme der Teile, die ihr Blut durch die von den Nerven regierten Arterien in Gestalt sowohl kontraktiler als elastischer Schläuche empfangen; wird dagegen der Blutstrom gesperrt, so sinkt sie. Mittelst der Blutverteilung beherrschen so die Gefäßnerven auch die Verteilung der Wärme an die Organe des Körpers.

Jedem medizinischen Anfänger sind diese Lehrsätze heute geläufig, die uns zahlreiche, normale und krankhafte Vorgänge und wirksame Kurverfahren, namentlich mittelst der Anwendung des Wassers, verständlich machen. Wie einfach sie auch jetzt erscheinen, nachdem sie gefunden sind, so haben sie doch viele Arbeit gekostet, und sind in vielen Einzelheiten noch nicht abgeschlossen. Nur der Tierversuch hat sie uns kennen gelehrt, und die Opfer, die ihre Erforschung in den Laboratorien der Physiologen verlangte, reichen nicht entfernt an die Hekatomben, die der Jagdlust in Feld und Wald, dem Fischfang in Flüssen und Meeren, und dem unersättlichen Appetite der fleischvertilgenden Menschheit in den Schlachthäusern aller Weltteile zum Opfer gefallen sind.

Die Entdeckung der vasomotorischen Nerven knüpft sich an die berühmten Versuche Claude Bernards über die Verrichtungen des sympathischen Halsnerven von 1852. Wenn er den Nerven durchschnitt und somit lähmte oder mittelst des elektrischen Stroms am Schnittende des Kopfteils erregte, traten mit gesetzmäßiger Regelmäßigkeit bestimmte Veränderungen in der Blutfülle, Farbe und Wärme der entsprechenden Kopfhälfte und bestimmte Bewegungen, namentlich am Auge der gleichen Seite ein, verschieden und ganz entgegengesetzter Art, je nachdem der Nerv gelähmt oder erregt wurde. In der Deutung dieser Vorgänge war Bernard nicht glücklich, erst dem Scharfsinne von Donders und seinen holländischen Schülern, von Schiff u. a. ist es gelungen, sie aus der vasomotorischen Natur des sympathischen Halsnerven zu erklären.

Diese wichtigen Untersuchungen waren im vollen Gange, als ich in Würzburg und Illenau meinen Studien nachging. Es lockte mich,

sie nach einer Richtung, die man bisher außer acht gelassen, zu vervollständigen. Es mußte gelingen, falls die Annahme eines besonderen vasomotorischen Nervensystems richtig war, dieselben Erscheinungen am Kopfe, die man durch Lähmung und Reizung des sympathischen Halsnerven hervorrief, auf dem nächsten, unmittelbaren Wege, durch einfache mechanische Sperrung und Wiederherstellung des Stromlaufs in den vier großen Schlagadern, die den Kopf mit Blute versorgen, zu erzielen.

Am Menschen ließen sich solche Versuche nicht ausführen, sie mußten sich auf die Kompression der Karotiden beschränken und waren bei Brüchigkeit der Gefäße bedenklich, bei den Tieren, die dazu taugten, Kaninchen und Hunden, stellte sich sofort heraus, daß die Blutmenge, die ihrem Gehirne durch die Karotiden zugeführt wurde, nicht entfernt den großen Wert für dessen Verrichtungen hatte, wie beim Menschen. Es genügte schon diejenige Menge, die dem Gehirne durch die Wirbelarterien zufloß, seine Verrichtungen so weit zu unterhalten, daß die gewaltigen Erscheinungen, die beim Menschen in Folge der Karotiden-Kompression zu stande kommen, nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise und nur angedeutet eintreten. Wollte man die Blutzufuhr zum Kopf und Gehirn völlig sperren, so mußte man ein operatives Verfahren auffinden, das alle vier Schlagadern, Karotiden und Wirbelschlagadern plötzlich zu verschließen und ebenso rasch wieder zu öffnen gestattete. Nach genauem Studium der anatomischen Anordnung der Gefäße gelang dies beim Kaninchen, man konnte mittelst kleiner Pinzetten nach Belieben den Strom zum Kopfe sperren oder zulassen und genau dieselben Erscheinungen hervorrufen, wie sie Bernard durch seine Eingriffe auf den sympathischen Halsnerven erhalten hatte.

Anfangs vereitelte tödliche Verblutung der Tiere den Versuch die tief versteckten Wirbelarterien bloßzulegen; das Blut quoll unstillbar aus den Haargefäßen des umgebenden Bindegewebes. Da kam mir der Gedanke, sie trocken zu füttern, statt wasserreicher Gemüse, Kohl, Lattich u. dgl. bekamen sie Hafer und Wicken. Siehe da! von nun an gelangen sämtliche Versuche.*) Bei dieser Kost hatte die

*) Diese Beobachtung ist mitgeteilt in Moleschotts Zeitschrift. Untersuchungen zur Naturlehre u. s. w. Bd. 3. S. 70.

Gerinnungsfähigkeit des Blutes bedeutend zugenommen. — Diese Beobachtung erinnert mich an eine Erfahrung aus meiner ärztlichen Praxis. Ein blondes Mädchen bekam jedes Jahr in der Kirschenzeit bei reichlichem Genuß dieser saftreichen Früchte häufiges starkes Nasenbluten, was sie so lange heimsuchte, bis sie auf den Genuß verzichtete.

Erst nachdem ich mich mit meiner Familie in Heidelberg niedergelassen hatte, nahm ich diese Untersuchungen auf und stellte zunächst den Einfluß fest, den die Blutströmung auf die Bewegungen der Iris und anderer Teile des Kopfes ausübt. Ihre Ergebnisse legte ich 1855 als Inaugural-Dissertation der Würzburger Fakultät vor, die Abhandlung fand auch Aufnahme in den Verhandlungen der medizinisch-physikalischen Gesellschaft in Würzburg.*)

Professor Knoll in Wien hat 1886 gleichfalls Untersuchungen „Ueber die nach Verschluß der Hirnarterien auftretenden Augenbewegungen" angestellt**) und hat, wie er angiebt, weniger konstante und mannigfachere Bewegungen beobachtet, als ich sie beschrieb. Der Grund davon dürfte ein doppelter sein. Er bediente sich nicht ausschließlich kleiner Klemmpinzetten, wie ich, sondern auch unterlegter Fadenschlingen, die ich unzuverlässig fand. Um die Augenbewegungen graphisch aufzunehmen, hielt er die Augen mit Lidhaltern offen und reizte sie noch empfindlicher durch Pinzetten, die er in die Hornhaut einhakte. Benützte er Fadenschlingen, so war er nicht sicher, vollkommene Hirnanämie zu erzielen, und die Bewegungen konnten deshalb ausbleiben. Reizte er die Augen, die namentlich bei Kaninchen-Albinos sehr empfindlich sind, so waren die Versuche nicht rein genug. Ich halte deshalb an der Richtigkeit meiner Angaben fest, obwohl ich keine Lust mehr hatte, sie nochmals zu prüfen.

Eine zweite Abhandlung verwandten Inhalts ließ ich der ersten 1857 folgen unter der Aufschrift: „Ueber den Einfluß der Blutströmung in den großen Gefäßen des Halses auf die Wärme des Ohrs beim Kaninchen und ihr Verhältnis zu den Wärmeveränderungen, welche durch Lähmung und Reizung des Sympathikus bedingt werden."***) Zwei mir teure verstorbene Kollegen, Adolf Tenner, damals cand. med., und G. Bülau aus Hamburg, damals stud. med., unterstützten mich bei meinen Versuchen.

*) Verhandlungen d. med. physik. Gesellsch. zu Würzburg. Bd. 6. S. 1—42.

**) Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wisssensch. Bd. XCIV, Abt. III Oktoberheft 1886.

***) Moleschotts Unters. z. Naturlehre. 1857. Bd. 1. S. 90—132.

Meine Habilitation.

Da meine Habilitation eigentümlich verlief, auch den ehemaligen Brauch der akademischen Disputationen gut beleuchtet, so widme ich ihr ein eigenes Kapitel und erzähle ihre Geschichte vom Anfang bis zum betrübten Ende.

Virchow hatte seine Güte gegen mich mit seiner Verwendung bei Griesinger nicht erschöpft; nachdem sein Brief an den Tübinger Kliniker keinen Erfolg gehabt hatte und er bei meinem Abschiede von Würzburg erfuhr, daß ich fest entschlossen sei, mich in Heidelberg womöglich für pathologische Anatomie zu habilitieren, so empfahl er mich, abermals ohne mein Ersuchen, Hasse,*) der damals die Heidelberger innere Klinik leitete. Sobald ich mich in meinem neuen Wohnort häuslich eingerichtet hatte, machte ich ihm meinen Besuch. Er bewohnte ein reizendes Tuskulum oberhalb des heutigen Stadtgartens am Abhang des Gaisbergs, beschäftigt mit der Bearbeitung der Krankheiten des Nervensystems für Virchows encyklopädisches Handbuch der Pathologie und Therapie, unstreitig einer der ersten Kliniker Deutschlands, ebenso ausgezeichnet als Patholog, wie als pathologischer Anatom, und von seinen Schülern innig verehrt als Lehrer und väterlicher Freund der klinischen Jugend.

Hasse empfing mich freundlich, erklärte mir aber ohne Umschweife, daß ich bei meinem Vorhaben, pathologische Anatomie zu dozieren, auf seine Unterstützung nicht rechnen dürfe, er sei bereits an eine ältere Abmachung gebunden. Er hatte gut besuchte Kurse mit mikroskopischen, pathologisch-anatomischen Untersuchungen eingerichtet; dabei

*) Verstorben in Hannover am 15. Sept. 1902.

stand ihm Dr. Hoefle zur Seite, der Verfasser eines guten Buchs: Chemie und Mikroskopie am Krankenbette. Hoefle war ein alter Privatdozent, hatte sich schon 1844 habilitiert, außer medizinischen Vorlesungen auch botanische gehalten, eine Flora der Bodenseegegend geschrieben und war 1854 nach des Botanikers G. W. Bischoff Tode vergeblich um eine Professur für Botanik und Heilmittellehre eingekommen; er lebte in bescheidenen Verhältnissen und es wäre unrecht gehandelt gewesen, wenn man ihm die Vorteile entzogen hätte, die ihm aus seinem Verbande mit Hasse erwuchsen. Mir aber war es sofort klar, daß mir ohne die Unterstützung Hasses und ohne die anatomischen Hilfsmittel aus seiner Klinik der Boden für ein ersprießliches Dozieren des Faches fehle, dem ich mich am liebsten gewidmet hätte.

Zwar änderte sich ganz unerwartet diese Lage; der Unterleibstyphus trat wieder einmal mit erschreckender Heftigkeit in Heidelberg auf, das damals noch die heutigen hygienischen Sicherungsanstalten entbehrte, und raffte Hoefle weg, ehe das Wintersemester zu Ende ging. Dieses betrübende Ereignis änderte jedoch mein Verhältnis zu Hasse nicht. An Hoefles Stelle trat bei ihm Theodor von Dusch. Er hatte sich kurz vor mir in Heidelberg niedergelassen und am 25. März 1854 die Erlaubnis zu dozieren erhalten. Vorher hatte er in Mannheim praktiziert, auch wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht. Sein Vater war der im Ruhestande befindliche badische Staatsminister A. von Dusch, ein fein gebildeter Staatsmann. Dieser hatte sich 1851 nach Heidelberg zurückgezogen und verkehrte mit dem gesellschaftlichen Kreise, dessen Mitglieder unter Anspielung auf den Kongreß in Gotha, den die preußenfreundlichen Bundesstaaten beschickt hatten, die Gothaer genannt wurden. Die Seele dieses Kreises war der Geschichtsforscher Häußer, unter anderen gehörten dazu der Pandektist Vangerow und Robert Bunsen, der Chemiker, ferner die beiden pensionierten Dorpater Professoren Blum und Friedländer, die sich in Heidelberg angesiedelt hatten, und die zwei politischen Berühmtheiten Heinrich von Gagern und Wilhelm Beseler, die nach ihren Mißerfolgen, des einen in der Paulskirche, des andern in den Elbherzogtümern, bessere Zeiten hier abwarteten; auch den Dr. Alexander

Pagenstecher sen. aus Elberfeld darf ich nicht vergessen; er hatte seine ärztliche Praxis aufgegeben, um seinen Lebensabend da zu beschließen, wo er die fröhlichen Tage der Jugend genossen hatte. Die freundlichen Beziehungen, die auch Hasse zu diesem Kreise unterhielt, hatten ihm von Dusch schon vor meinem Eintreffen in Heidelberg gut empfohlen.

Unter solchen Umständen mußte ich auf die Erfüllung meiner anatomischen Träume verzichten und überlegen, welches andere Lehrfach ich wählen und der Fakultät als das in Aussicht genommene bezeichnen solle. Zwar riet mir Arnold, Henles Nachfolger für Anatomie und Physiologie seit 1852, ich solle mich nicht entmutigen lassen und bei meinem Vorhaben bleiben. Er stellte mir sogar die Arbeitsräume und Sammlungen, auch, soweit es sich machen lasse, die Leichen seiner Anstalt zur Verfügung, ich lehnte jedoch sein freundliches Anerbieten dankend ab, und hatte gute Gründe dafür. Wie durfte ich beim Wettbewerbe mit Hasse auf Zuhörer rechnen? Oder in Arnolds Anstalt mit der nötigen Sicherheit auf die erforderlichen Lehrmittel, namentlich an Leichen? Ein dritter Grund schien mir noch triftiger, als diese. Arnolds große anatomische Verdienste waren unbestritten, aber seine histologischen Anschauungen wichen stark ab von den herrschenden der Schwann'schen Schule, der meine Lehrer Henle und Virchow angehörten. Man behauptete, daß Arnold in diesen Dingen keinen Widerspruch ertrage, und ich fürchtete, bei seiner Reizbarkeit könnten aus Diskussionen darüber Kollisionen entstehen. Da war es besser, die Gelegenheit dazu, die beim Dozieren in seiner Anstalt unvermeidlich war, gleich von vornherein zu vermeiden.

Chelius, mein alter Lehrer, hatte mir sein früheres Wohlwollen bewahrt und erteilte mir einen Rat, der mir mehr einleuchtete: ich solle über Heilmittellehre lesen. Es fehle an einer tüchtigen Kraft dafür und er habe sehr bedauert, daß eine so hervorragende Autorität auf diesem Gebiete, wie Oesterlen, der sie in Heidelberg doziert habe, nicht länger ausgeharrt hätte; wäre er geblieben, so wäre ihm eine besondere Professur dafür nebst Dotation nicht entgangen. In der That hatte Oesterlen, der Verfasser des besten Lehrbuchs der Heilmittel jener Zeit, das von 1845—1867 sieben Auflagen erlebte, vier

Jahre, von 1849—1853, als Privatdozent in Heidelberg verweilt, nachdem er vorher als Ordinarius die innere Klinik in Dorpat von 1846—1849 geleitet hatte. Ich versprach Chelius, seinem Rate zu folgen, hatte jedoch ein stilles Bedenken. Wenn die Fakultät auf Oesterlens Verbleiben einen so großen Wert gelegt hatte, warum sollte es ihr in dem langen Zeitraum von 4 Jahren, wo sie Oesterlen besaß, nicht gelungen sein, ihm eine Professur zu erwirken? Ich hielt es deshalb für geraten, lieber zwei Eisen als nur eines ins Feuer zu legen und nahm für mich neben der Heilmittellehre und der eng damit verknüpften Toxikologie auch gerichtliche Medizin und Psychiatrie als Lehrfächer in Aussicht. Die badische Regierung legte im Interesse der Rechtspflege ein großes Gewicht auf gerichtsärztlichen Unterricht und hatte zu dem Ende 1848 einen eigenen Lehrstuhl dafür in Heidelberg eingerichtet und den Physikus Schürmayer als Ordinarius der Fakultät damit betraut. Schürmayer hatte freilich seine Stelle schon nach Jahresfrist aufgegeben und sie war nicht wieder besetzt worden, aber sie ließ sich vielleicht eher erringen, als die für Heilmittellehre, hätte auch meiner Neigung besser entsprochen.

Es traf sich geschickt, daß gerade um jene Zeit die Stelle eines Assistenzarztes beim Physikate Heidelberg erledigt worden war. Es konnte mir eines Tags zur Empfehlung gereichen, wenn ich die gerichtliche Medizin auch praktisch ausgeübt hatte. Ich bewarb mich darum und erhielt sie am 30. April 1855.

Vor der Hand freilich glich ich dem thörichten Schützen, der das Fell des Bären verteilt, ehe er ihn erlegt hat. Vorerst mußte ich suchen, das Recht zum dozieren zu erlangen und vor allen Dingen meine Doktordissertation für die Würzburger Fakultät ausarbeiten. Darüber, mit Experimentieren, Studieren und namentlich mit Analysieren im chemischen Laboratorium, das ich bei Dr. Borntraeger belegt hatte, ging der Winter hin. Erst nachdem ich mein Diplom summa cum laude vorlegen konnte, war eine der Bedingungen erfüllt, unter denen ich zur Habilitation zugelassen wurde. Eine zweite überraschte mich. Weil ich mich der Doktorprüfung nicht in Heidelberg, sondern an einer andern Hochschule unterzogen hatte, mußte ich in einem Kolloquium den Nachweis guter Kenntnisse liefern, somit ein zweites

Examen bestehen. Ich hätte es mir ersparen können, wenn ich mich vorher genauer erkundigt und in Heidelberg promoviert hätte. Dagegen erließ man mir eine besondere Habilitationsschrift, weil ich 1844 eine Preisfrage der Fakultät gelöst und meine Abhandlung über „die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges" 1845 als Druckschrift herausgegeben hatte. Nach überstandenem Kolloquium mußte ich eine Probevorlesung vor dem Kollegium der Fakultät über ein gegebenes Thema aus der Heilmittellehre halten, wozu ich mich unter Verschluß hatte vorbereiten dürfen. Schließlich hatte ich als letzte Aufgabe eine Anzahl medizinischer Thesen öffentlich zu verteidigen. Die Disputation durfte in deutscher Sprache abgehalten werden; unerwartet barg sie verräterische Klippen, woran ich in letzter Stunde fast gescheitert wäre.

Die aus der scholastischen Aera überkommenen Disputationen bei den Promotionen und Habilitationen der Fakultäten waren in den Augen von uns Jüngeren überlebter Zopf; die bei den Promotionen hat man allmählich ganz fallen lassen, die bei den Habilitationen richtiger durch öffentliche Probevorlesungen ersetzt. Noch aber bestanden sie zu recht und es blieb nichts übrig, als sich der gegebenen Vorschrift gehorsam zu fügen. In der Regel waren sie eitle Scheingefechte, Rede und Gegenrede vorher abgekartet, einige Freunde und Neugierige, denen die Sache noch fremd war, bildeten den Kranz der Zuhörer, die sog. corona.

Schon zweimal hatte ich Kollegen den Gefallen erwiesen, die Rolle des Opponenten zu übernehmen, ehe ich mich selbst den Gegnern stellen mußte. Zur angenehmen Ueberraschung der Zuhörer war es dabei etwas lebhafter als gewöhnlich zugegangen, aber die ganze corona setzte sich doch nur aus wenig mehr, als einem Dutzend meist junger Studenten zusammen. Als ich aber am 14. Juli 1855 selbst in der Arena auftreten mußte, hatte eine meiner Thesen, es war die achte, Wunder gethan. Angehörige aller Fakultäten waren herbeigeströmt, Studenten und Dozenten, auch nicht akademische Bewohner der Stadt, der größte Hörsaal des Universitätsgebäudes reichte nur eben hin, sie aufzunehmen. Die These hatte allgemeines Verwundern, auch einiges Kopfschütteln erregt, und den orthodoxen Ordinarius

des Kirchenrats in heiligen Zorn über die medizinische Fakultät versetzt, dieweil sie einen solchen Skandal zulasse. Sie war hygienischer Natur, griff aber auch in die Rechtswissenschaft ein und in die Theologie, sie lautete: Die Ehe unter Verwandten ist aus sittlichen, nicht aus physiologischen Gründen verwerflich.

Meine Thesen waren verschiedenen Gebieten entnommen und kamen nur darin überein, daß sie sämtlich streitiger Natur waren. Ueber Axiome und exakte Lehrsätze läßt sich nicht disputieren, am besten taugen dazu kecke Hypothesen, herausfordernde Paradoxien und überraschende Behauptungen, die, nur teilweise richtig, doch einen festen Kern von Wahrheit enthalten. Zu den letzten gehörte meine achte These. Ich hatte sie nicht in den Tag hinein aufgestellt, sondern die Frage gründlich studiert bis zu Buffon zurück, der sie zuerst physiologisch angriff, und zu dem alten, grundgelehrten Joh. David Michaelis, der sie in seinem berühmten Werke über die Ehegesetze Mosis ausführlich erörtert hat. So war ich zu der heute herrschenden Ansicht gekommen,*) daß die Ehe unter Blutsverwandten vom physiologischen Standpunkt aus nur auf Grund unserer Erfahrungen über die Vererbung krankhafter Anlagen und Bildungsfehler anfechtbar ist. Bei Blutsverwandten muß die Gefahr einer solchen Vererbung im ganzen größer sein, als bei Nichtverwandten, und die Anlage bei den Nachkommen noch stärker ausfallen, weil bei jenen die Wahrscheinlichkeit größer ist, daß die Nachkommenschaft die gleiche Anlage von beiden elterlichen Seiten her ererbt. Sind aber die Eltern ganz gesund und frei von jeder krankhaften Anlage, so fällt jene Gefahr weg. Das schlagendste Beispiel hiefür bietet die Geschichte des an Leib und Geist bevorzugten ptolemäischen Königsgeschlechtes; trotz fortgesetzter Geschwisterehe war sein letzter Sproß die gepriesenste Schönheit des Altertums, Kleopatra, und der gefährlichste Gegner des größten römischen Feldherrn, Julius Cäsars. Die krankhaften Anlagen liegen

*) Das umfassendste Werk über die Ehe zwischen Blutsverwandten ist in holländischer Sprache geschrieben: N. P. van der Stok. Huwelijken tusschen Bloedverwanten, historisch-ethnographisch-kritisch beschowd en getoetst van de Wetten der Heredität. Zwei Teile. 's Gravenhage, M. Nijhoff, 1888. Es verdiente eine Uebersetzung ins Deutsche.

aber häufig tief versteckt im Organismus und darum wird auch der Physiologe das Eheverbot unter den nächsten Blutsverwandten gutheißen und vor nahen Verwandtenehen überhaupt warnen.

Ehe die Thesen am schwarzen Brette der Universität öffentlich angeschlagen werden durften, mußte die Fakultät sie approbiert haben. Bei der Vorlage meiner Thesen fand nur Hasse die besonders auffallende achte bedenklich für eine öffentliche Disputation, aber er mochte seine Meinung nicht aussprechen, weil die andern ihre Neugierde gestanden, wie ein so gewagter Satz sich verteidigen lasse. So nahm denn das Verhängnis seinen Lauf.

In der That begreife ich heute so wenig, als damals, nachdem das Unglück geschehen war, daß die Fakultät die These nicht strich, es wären der gewagten Behauptungen noch genug übrig geblieben. Die These eignete sich nicht einmal für eine öffentliche Vorlesung, die man doch auf das vorsichtigste vorbereiten kann, geschweige denn für eine öffentliche Disputation zwischen jungen Medizinern, denen vieles ganz unverfänglich und unbedenklich erscheint, was Juristen und Theologen abscheulich ist. Ueberdies waren diese jungen Mediziner noch wenig redegeübt, unerfahrene Kandidaten des Lehramts. Am wenigsten hätte man das Wagnis einer solchen heiklen Disputation in jener trüben Zeit zulassen sollen, wo die politische und kirchliche Reaktion allmächtig war, und gerade in Heidelberg kurz vorher freie Denker, einen Kuno Fischer und Jakob Moleschott, des Rechtes beraubt hatte, Vorlesungen zu halten. Erst im Verlauf der Disputation erkannte die Fakultät, in welche Gefahr sie durch ihren Mangel an Vorsicht geraten war.

Die Disputation nahm ihren Gang und war von Beginn an lebhaft. Die achte These wurde von einem jungen Dozenten angegriffen, mit dem ich vorher die Frage eingehend besprochen hatte. Da er mir aufgelegt zu Scherzen schien und ich die bedenkliche Natur meiner These nicht ganz verkannte, hatte ich ihn dringend gebeten, keine Witze zu machen und die Diskussion mit Ernst und Würde zu führen, aber sein angeborenes Naturell riß ihn hin. Gleich sein erstes Plänkeln bei Eröffnung des Gefechts wurde vom Publikum mit einer Salve heiteren Gelächters begrüßt. Er verlangte von mir zu wissen, ob ich

es im Ernste für sittlich verwerflich halte, ein hübsches Bäschen vor den Traualtar zu führen. Sein glücklicher Erfolg verlockte ihn zu weiteren Scherzen, auch solchen spaßhaften Charakters. Ich selbst darf mir noch heute das Zeugnis geben, mit rein wissenschaftlichen Gründen und geziemendem Ernste meinen Satz verteidigt zu haben, führte aber viel zu breit Beweisgründe ins Feld, die ein geschickter Redner zurückgehalten hätte. Immerhin gaben mir einige ältere Juristen, ein Beamter und ein Professor, die der Disputation von Anfang bis zu Ende aufmerksam gefolgt waren, die bestimmte Versicherung, daß sie an meinen Aeußerungen nichts Anstößiges zu tadeln gefunden und mancherlei Neues und Anregendes nach Hause getragen hätten.

Nach beendigtem Schaugefecht zog sich die Fakultät in das Beratungszimmer zurück. Nach langem Warten wurde ich vorgelassen und mir das Urteil eröffnet. Schon aus den finsteren Mienen meiner Richter erriet ich Schlimmes. Der Dekan verkündete mir: zwar wolle die Fakultät meine Zulassung zu dem Lehrkörper der Universität beantragen, aber sie spreche mir und mehr noch meinen Opponenten ihre Mißbilligung aus über die frivole Art, womit wir die Disputation abgehalten hätten; sie werde dem Senat davon Mitteilung machen mit dem weiteren Antrag, mir und meinem Gegner einen Verweis zu erteilen. Vergeblich protestierte ich für meine Person sogleich mündlich gegen diese unverdiente Rüge und einige Tage nachher vor dem Prorektor, der sie mir im Namen des Senats erteilte. Auch schickte ich dem Senat einen schriftlichen Protest ein, worauf ich abermals vor den Prorektor, den Philologen Bähr, zitiert wurde. Er forderte mich auf, den Protest zurück- und den Verweis ruhig hinzunehmen. Bestände ich darauf, Rekurs beim Ministerium einzulegen, so handle ich unklug. Nach den mir bekannten Vorgängen in den letzten Jahren habe ich sicher zu erwarten, daß man mir das beantragte Recht zu dozieren verweigern werde. So möchte ich denn vernünftig handeln, der Verweis bleibe im Archiv des Senats begraben, wenn ich seinen Rat annehme. Ich werde begreifen, daß Fakultät und Senat den Vorgang ungern zur Kenntnis des Ministeriums brächten. Worauf ich den Rat des klugen, kleinen Mannes dankbar befolgte und von dem erlittenen Verweise keinen dauernden Schaden davontrug.

Meine Vorlesungen in Heidelberg.

Meine erste Vorlesung hielt ich über Arzneimittellehre. Als ich sie zu Ende Juli im Lektions-Katalog für das Wintersemester 1856/57 hatte ankündigen wollen, war er bereits abgeschlossen, und ich mußte mich auf eine Anzeige am schwarzen Brett beschränken. Darum war ich sehr angenehm überrascht, als ich gleich in der ersten Stunde beim Beginn der Vorlesung volle Bänke fand. Aus diesem guten Anfang zog ich den Schluß, daß meine Disputation den Studenten besser gefallen hatte, als den Häuptern der Fakultät. Ich hielt die Vorlesung im Hause des Chemikers Dr. Borntraeger, eines gewesenen Assistenten von Woehler und Leopold Gmelin; er hatte ein gut eingerichtetes Laboratorium, worin ich einige Semester arbeitete; auch konnte ich es zu den physiologischen und toxikologischen Versuchen benützen, womit ich meine Vorträge erläuterte.

In den folgenden Semestern las ich außer der Heilmittellehre noch Toxikologie, Psychiatrie, gerichtliche Medizin für Mediziner und Juristen, sowie Anthropologie, auch ein gut besuchtes Publikum über die Hauptfragen der Biologie, ungefähr in der Art von Bichats: „Recherches physiologiques sur la vie et la mort“, habe es auch mit ähnlichen Worten, wie diese, angekündigt.

Der freie Vortrag ist mir nicht leicht geworden; ich brauchte viele Mühe, Zeit und Uebung, bis ich mir eine gewisse Redefertigkeit, wie sie ein Dozent besitzen muß, erwarb. Ich verstehe darunter nicht die Zungenfertigkeit, worüber zuweilen ganz alberne Menschen erstaunlich verfügen, während sie sehr gescheiten und unterrichteten abgeht; diese

Fertigkeit ist angeboren und deckt sich nicht mit der Redefertigkeit, welche erworben wird und hoch über ihr steht. Auch bei geringer rednerischer Anlage und widerstrebender Zunge läßt sich die Kunst frei zu reden erlernen.

Anfangs arbeitete ich meine Vorträge, ehe ich sie hielt, sorgfältig auf dem Papier aus, bis ich erkannte, daß ein wissenschaftlicher Aufsatz und ein wissenschaftlicher Vortrag recht verschiedene Dinge sind.

Aufsatz und Vortrag haben zwar den gleichen Zweck, zu belehren, aber das Tempo des Lesens ist in das Belieben des Lesers gestellt, das des Hörens nicht in das Belieben des Hörers. Der Leser mag sich nach Lust Zeit zum Verständnis eines Aufsatzes nehmen, das Lesen unterbrechen und wieder aufnehmen, Gelesenes vergleichend nochmals lesen, um ganz in seinen Sinn einzudringen, es ist ihm volle Freiheit gegeben, dem Hörer nicht. Der Vortrag verwehrt diesem jede Zerstreuung, und zwingt ihn, auf Wort für Wort genau aufzumerken und den Gedankengang mitzugehen, er bedarf einer Sprache, die den Hörer fesselt durch Lebhaftigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks und sicheres Denken. Lange, wenn auch kunstvolle Perioden, die den Leser vielleicht entzücken, ebenso ein allzu gleichmäßiger, wenn auch wohlgesetzter Gang der Darlegung, der den Leser anspricht, aber den Hörer einschläfert, taugen für den Vortrag nicht. So begreift man auch, da der Vortrag fortgesetzte Aufmerksamkeit verlangt, warum kleine üble Gewohnheiten des Lehrers, die den Hörer zerstreuen, ihn schädigen, so z. B. das Zupfen am Barte, das Räuspern, das Einlegen sinnloser Flickworte u. dgl. mehr.

Um meinen Zweck zu erreichen, beschränkte ich mich deshalb bald darauf, mein Thema auf dem Papier nur zu ordnen und arbeitete auf dieser Grundlage den Vortrag darüber im Kopfe aus. Ich sagte mir ihn, auf- und abgehend, solange ganz oder halb laut vor, bis er sich glatt wie ein Faden von der Spule abwickelte.

Ganz erwünscht war mir der nützliche Rat einiger befreundeten älteren Dozenten, die ungerufen einzig in der Absicht bei mir hospitierten, mich auf etwaige Fehler im Vortrage aufmerksam zu machen. So schärfte mir der geistvolle Jurist Ludwig Knapp zwei goldene Regeln ein. Erstlich solle ich meinen Zuhörern ab und zu eine

Ruhepause gönnen, am besten nach jedem natürlichen Abschnitte des gerade gegebenen Themas, um sie vor Ermüdung zu schützen und frisch zu erhalten. Ferner solle ich mich von Anfang gewöhnen, meine Zuhörer im Auge zu behalten; aus ihren Mienen lasse sich am besten entnehmen, ob sie dem Vortrage mit Verständnis folgten. — Gerade die feurigsten Redner laufen Gefahr, sich gegen die erste dieser Regeln zu verfehlen. Der Geschichtsforscher von Treitschke, ein Meister der Rede, wie wenige Zeitgenossen, stürmte in den öffentlichen Vorträgen, die er in den sechziger Jahren als Professor in Freiburg hielt, wie ein Roß ohne Zügel und Bügel ungestüm so darauf los, daß man zuletzt in Sorge geriet, es müsse ihm Atem und Rede ausgehen, und diese peinliche Empfindung schwächte den Eindruck seiner mächtigen Worte.

Für manches schwierige Kapitel meines biologischen Publikums das mir besondere Mühe machte, brauchte ich, nur um des Vortrags Meister zu werden, mehrere Tage lang einige Stunden Vorbereitung. Kurz vor dem Vortrage durfte ich mich jedoch nicht mit Memorieren und Aufsagen quälen, sonst liefen die Sprachräder so holperig, als wäre ihnen das Oel ausgegangen. Auch durfte ich nicht vorher stundenlang in der dumpfen Stube sitzen, am besten geriet der Vortrag, wenn ich mich vorher ein Stündchen im Freien erging.

Man sieht, ich habe mir redliche Mühe gegeben; doch habe ich es nicht, wie andre glücklicher angelegte Kollegen, zum Improvisator auf dem Katheder gebracht. So lange ich lehrte, fast 42 Jahre, mußte ich mich auf jede Vorlesung vorbereiten; der klinische Unterricht allein ließ eine Vorbereitung nur teilweise zu. Aber jederzeit hat mir das Dozieren viel Freude gemacht und heute noch, nachdem ich längst aus dem Lehramte geschieden bin, träume ich am angenehmsten, wenn ich vor aufmerksamen Zuhörern vortrage oder Kranke demonstriere. In meinen schlimmsten Träumen aber sitze ich wieder auf der Schulbank und schwitze im vergeblichen Bemühen, griechische Verba zu konjugieren. Nie aber, auch in meinen besten Zeiten nicht, ging meine Lust zu dozieren so weit, wie bei dem Erlanger Pandektisten an der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert, von dem die Legende berichtet, er habe sich für die Ferien einen armen Studenten gemietet, dem er täglich eine Stunde lang römisches Recht vortrug.

Ueber Toten- und Chloroformstarre. Ueber Zerreißen der Karotiden beim Erhängen.

Da ich über gerichtliche Medizin las, so begreift es sich, warum ich 1856 auch an eine Aufgabe aus diesem Gebiete der Medizin heranging. Warum ich aber gerade die Totenstarre zum Gegenstande meiner Arbeit wählte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Die Abhandlung, die in der Prager Vierteljahrsschrift*) erschien, führt den Titel: Ueber die Totenstarre und die ihr verwandten Zustände von Muskelstarre mit besonderer Rücksicht auf die Staatsarzneikunde. Die physiologische Einleitung ist länger als der gerichtliche Teil und giebt in der Hauptsache nur eine kritische Aufzählung der sämtlich unerwiesenen und meist verfehlten Hypothesen über die Natur der merkwürdigen Erscheinung, die erst acht Jahre nachher durch die scharfsinnigen Untersuchungen Willy Kühnes**) aufgeklärt wurde. Danach ist die kontraktile Substanz des Muskels im Leben mit einer ihr eigentümlichen eiweißreichen Flüssigkeit, dem Muskelplasma, getränkt, mit dem Tode wird daraus ein fester Eiweißstoff, das Myosin, ausgeschieden und damit der Muskel „totenstarr".

Das Studium der verschiedenen Formen von Muskelstarre auf dem Versuchswege lehrte mich die durch Einspritzung chemischer Substanzen in die Schlagadern bedingte kennen, die wohl auf ähnlichen Gerinnungsvorgängen im Muskelfleische beruht, wie die natürliche Totenstarre. Unter den Stoffen, die in den Blutlauf gebracht oder

*) Bd. 50. S. 67—115.

**) W. Kühne, Untersuchungen über das Protoplasma und die Kontraktilität. Leipzig 1864.

dem Tiere nach erloschenem Leben in die Schlagadern eingespritzt, sofort die Starre hervorrufen, zeichnet sich das Chloroform aus, es bewirkt unter plötzlicher heftiger Streckung der Gliedmaßen eine Muskelstarre von ungemeiner Stärke. Sie hat schon 1849 das Erstaunen des langjährigen Doyen der Straßburger Fakultät, Jean Baptiste Bozier Coste und des Physiologen Flourens in Paris erregt, und ist der heftigen Streckung der Beine halber als „État tétanique permanent“ bezeichnet worden. Ein genaueres Studium dieser „Chloroformstarre“, wie ich sie der Kürze wegen nannte, lieferte eine Reihe bemerkenswerter Ergebnisse, die ich in Virchows Archiv*) 1856 mitteilte. Am toten Tiere kann diese Starre wochenlang bestehen und die Fäulnis der eingespritzten Gliedmaßen aufhalten, am lebenden Tiere weicht sie rasch der Fäulnis und Erweichung. Der Grund dieses verschiedenen Verhaltens liegt in der Fortdauer der Blutströmung bei dem lebenden Tiere und ihrem Wegfall beim toten. Der Blutstrom spült das Chloroform, das den Muskel des lebenden Tieres ertötet und starr gemacht hat, wieder weg und mit ihm das Hindernis, das nach erloschenem Kreislauf dem Eintritt der Fäulnis im Wege steht. Der Kreislauf erlischt in dem ertöteten Gliede erst mit dem Eintritt der Fäulnis, aber auch dann noch findet eine Strombewegung in dem faulenden Gliede am lebenden Körper statt, die gelöste Stoffe aus jenem in diesen führt, und wahrscheinlich durch das plasmatische Röhrennetz des Bindegewebes vor sich geht. So wird es begreiflich, weshalb das abgestorbene mumifizierte Bein, der trockene Brand infolge unterbrochenen Kreislaufs, wie dies bei Arterienverkalkung vorkommt, dem Körper weniger gefährlich ist, als der feuchte, wo die Fäulnisgifte selbst nach erloschener Zirkulation aus dem toten Gliede den lebenden Teilen zugeführt werden.

Meine gerichtsärztliche Thätigkeit gab 1858 Anlaß zu einem Aufsatze in Virchows Archiv**): Ueber die Zerreißung der inneren Häute der Halsarterien bei Erhängten.

Diese kurze Abhandlung hat mir viel Vergnügen gemacht. Sie

---

*) Bd. XIII. S. 289—322.

**) Bd. XIII. S. 60—74.

wies an einem kleinen, aber treffenden Beispiele nach, daß das Bestreben, Merkmale zu finden, die vor Gericht von unbedingtem Werte sind, gerade so verkehrt ist und zu Irrtümern führen muß, wie das Fahnden der ontologischen Pathologie nach Kennzeichen von unbedingtem diagnostischem Werte, nach sogenannten pathognomonischen Zeichen. A. Devergie, eine große französische Autorität in gerichtlich-medizinischen Dingen und Verfasser eines geschätzten Werkes: „Médecine légale, théorique et partique“, hatte behauptet, die Zerreißung der Karotidenhäute komme nur an lebend Erhängten vor, aber sie läßt sich auch an der Leiche zu stande bringen, es kommt nur darauf an, wie der Strick angelegt wird und auf den Grad von Brüchigkeit der Schlagadern. Gerade kurz vorher hatte Gustav Simon, der berühmte Chirurg, der damals noch in Darmstadt praktizierte, gleichfalls in Virchows Archiv,*) dieselben Einwände gegen Devergies bedenkliche Lehre erhoben, doch war meine Bestätigung und Erweiterung von Simons Ausführungen nicht überflüssig, nachdem Schürmayer in seinem von den Praktikern viel benützten Handbuche noch 1854 den merkwürdigen Ausspruch gethan hatte: „Das Durchschnittensein der inneren und mittleren Haut der Karotis habe sich nicht bewährt". Ob beim Erhängen, oder als Lehrsatz, verschwieg er. In wie mannigfacher Art man sich aufhängen und den Strick um den Hals legen kann, um durch Erhängen sich aus dem Leben zu schaffen, mag der Bilderfreund, dem es weniger um ästhetischen Genuß, als richtige Darstellung der Wirklichkeit zu thun ist, in dem Atlas der gerichtlichen Medizin des Wiener Professors, Ritters von Hofmann, nachsehen.**)

*) Bd. XI. Heft 4. 1857.

**) München, Lehmann, 1898. Tafel 22, 23, 24 und Figg. 178—184.



Ueber Bildungsfehler der Gebärmutter.

Das alte Sprüchlein: habent sua fata libelli, das ich frei übersetzen möchte: auch die Bücher haben ihre Geschichte, fällt mir ein, da ich jetzt im Begriffe bin zu erzählen, wie das umfängliche Werk entstand, das mich ein ganzes Jahr beschäftigte und an Neujahr 1859 herauskam. Es trägt einen langen Titel: Von dem Mangel, der Verkümmerung und Verdopplung der Gebärmutter, von der Nachempfängnis und der Ueberwanderung des Eies, mit 58 Holzschnitten.*)

Im Grunde genommen verdankt mein Buch seine Entstehung meiner gerichtsärztlichen Stellung in Heidelberg. Ein Arzt aus der Stadt bat mich eines Tags, am 14. Dezember 1857, um die Sektion einer jungen Frau, die im zweiten bis dritten Monate der Schwangerschaft von heftigen Schmerzen im Leibe befallen worden und nach wenigen Stunden unter den Erscheinungen einer inneren Verblutung gestorben war. Da die Nachbarschaft den Verdacht einer Vergiftung hatte laut werden lassen, verlangten die Angehörigen durch den Herrn Kollegen, der die Kranke kurz vor dem Tode gesehen hatte, die amtliche Sektion. Ich nahm sie vor und fand als Todesursache Verblutung in die Bauchhöhle aus einem geborstenen Fruchtsack des linken Eileiters. Merkwürdigerweise saß das zugehörige Corpus luteum nicht im Eierstock der gleichen Seite, sondern im rechten, und die genauste Untersuchung ließ nur die Annahme zu: es mußte das Ei, das sich in dem linken Eileiter zur Frucht entwickelt hatte, vom

*) Würzburg, 1859, Verlag von Stahel.

rechten Eierstocke herübergelangt sein. Wie war diese „Ueberwanderung“ möglich geworden? Welche Kraft hatte das Ei bewegt, die peristaltische kontraktiler Muskelfasern oder der Wimperschlag flimmernder Epithelien? Und welchen Weg hatte es genommen? War es direkt durch die Bauchhöhle in den linken Eileiter gelangt oder auf dem Umwege durch den rechten und die Gebärmutterhöhle? — Diese Frage schien mir einer Untersuchung wert.

Gerade um diese Zeit war ein Freund von mir aus fernen Landen, wo er die ärztliche Kunst mit gutem Erfolge ausgeübt hatte, nach Europa zurückgekehrt, hatte mich aufgesucht und erfahren, welches Problem mich beschäftigte. Besorgt um meine Zukunft schüttelte er bedenklich sein Haupt und warnte: ich solle meine kostbare Zeit nicht mit solchen unnützen Fragen verlieren! Die Mahnung verdroß mich nicht, im Gegenteil, sie erheiterte mich; denn sie rief mir unseren alten Professor H. am Gymnasium ins Gedächtnis zurück, der seinen Schülern zurief, sie sollten ihm ja kein Unkraut in die botanische Stunde bringen, und beim Unterricht in der Tierkunde sich das Ungeziefer verbat, das ihm die „Buben“ in Gestalt von Asseln und Spinnen in der Schule vorgezeigt hatten. Unnütze Fragen kennt die Physiologie nicht, vorausgesetzt, daß sie wissenschaftlich gestellt sind, auch voraussagen läßt sich nicht, welche Früchte sie für die Praxis tragen können. Darum ließ ich mich nicht beirren und stellte in der Abhandlung von der Ueberwanderung des Eies in meinem Buche alles kritisch zusammen, was sich nach dem damaligen Stande unsrer anatomischen und physiologischen Kenntnisse und den Versuchen der Embryologen am befruchteten Tiere darüber sagen ließ. Ich bin sogar einige Jahre später, 1862, nochmals darauf zurückgekommen.*) Allerdings hat mein Freund insofern recht behalten, als diese interessante physiologische Frage bis heute keine praktische Bedeutung gewonnen hat. Auch ist ihre Entscheidung noch nicht spruchreif, doch scheint sie nach den neuesten Studien von Pinner, Kehrer und Heil zu Gunsten des direkten Transports unter Vermittlung des Wimperschlags ausfallen

---

*) Weitere Beiträge zur Lehre von der Ueberwanderung des menschlichen Eies. Monatsschrift für Geburtskunde. Bd. XX. Heft 4. S. 295 u. f.

zu wollen. Meine Studien aber waren nicht nutzlos für die praktische Heilkunde, wie der weitere Gang meiner Erzählung überzeugend nachweisen wird, und sie dürften an den Jäger erinnern, der ausging um ein mageres Häslein zu schießen und mit fetter Jagdbeute heimkam.

Bei meiner Umschau in Zeitschriften und Dissertationen nach gut beschriebenen Eileiterschwangerschaften, um die Häufigkeit der Ueberwanderung und die Umstände, unter welchen sie vorkommt, zu ermitteln, fiel mir gleich anfangs eine Heidelberger Inaugural-Dissertation in die Hand, die meiner Forschung sofort ein bedeutend weiteres Ziel setzte. Sie war unter Tiedemanns Leitung 1824 erschienen; hatte einen Aschaffenburger, Dr. Stanislaus Czikak, zum Verfasser, und die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter zum Gegenstande, als Beigabe die Beschreibung und Abbildung einer angeblichen Eileiterschwangerschaft. Das Präparat befand sich noch in der Sammlung der anatomischen Anstalt. Bekannt mit Rokitanskys grundlegenden Arbeiten über die Bildungsfehler der Gebärmutter und einem Würzburger Präparat, das Scanzoni für Eileiterschwangerschaft gehalten hatte, bis Virchow seine richtige Natur aufdeckte, sah ich sofort, daß Tiedemann sich geirrt hatte. Das runde Mutterband dient in solchen Fällen als diagnostisches Leitband; der Ort seiner Einsenkung entspricht jedesmal dem unteren Ende des Eileiters. Liegt der Fruchtsack unterhalb dieser Stelle, so gehört er der Gebärmutter und nicht dem Eileiter an. Tiedemanns und Czikaks Präparat erwies sich als Schwangerschaft in dem verkümmerten Nebenhorn einer doppelt angelegten Gebärmutter. — Ein zweites Präparat angeblicher Eileiterschwangerschaft, das der Chirurg Heyfelder dem alten Naegele geschenkt hatte, befand sich in der anatomischen Sammlung der Entbindungsanstalt und war von gleicher Art, wie das Tiedemann'sche. — Wenn große Anatomen, wie Tiedemann und Geburtshelfer, wie Naegele und Lange, solche Böcke schießen konnten, ließen sich in der Litteratur sicher noch mehr Fälle solcher irriger anatomischer Diagnosen auffinden. Diese Erwartung bestätigte eine sehr eingehende Prüfung aller in deutschen und ausländischen Werken, Zeitschriften und Dissertationen mitgeteilten Beobachtungen von Schwangerschaft außerhalb

der Gebärmutter. Es gelang mir im ganzen ein Dutzend ganz oder nahezu sicherer Fälle von Schwangerschaft im Nebenhorne aufzufinden.

Es geht mit dem wissenschaftlichen Appetit, wie mit dem leiblichen, er wächst, während man ihn eifrig befriedigt. Zuerst hatte mich nur der physiologische Vorgang der Ueberwanderung des Eies interessiert, dann die Verwechslung von Eileiterschwangerschaft und Schwangerschaft im Nebenhorn bei Gebärmutterverdopplung, jetzt aber lockte es mich, das ganze Gebiet der Bildungsfehler der Gebärmutter nach allen Richtungen hin, rein wissenschaftlichen und praktischen, zu durchforschen, kritisch zu sichten und geordnet darzustellen. So kam mein Buch zustande, dem ich noch eine Abhandlung über Nachempfängnis beifügte, einen anziehenden Gegenstand für Physiologen und Juristen, der in innigem Zusammenhang mit der Verdopplung der Gebärmutter steht. Seine Kenntnis kann, wie Frau Benôite Franquet in Lyon vor mehr als hundert Jahren es aussprach, die wichtigsten Dienste leisten: „aux femmes, dont les maris seraient morts avant la naissance des deux enfants, en faveur de leur vertu et de l'état du second enfant.“ Sie hatte fünf Monate und 16 Tage nach der ersten, im siebten Monat erfolgten Geburt eines Mädchens ein zweites vollkommen ausgetragenes, zur Welt befördert und die beiden gesunden Kinder mit ihren Geburtsscheinen zwei Notaren vorgestellt, um diese Thatsache zu einer authentischen zu erheben.*)

Vor den Augen der alten Medizin waren die Mißbildungen nur kuriose Monstra und Naturspiele. Erst der große Anatom Joh. Friedr. Meckel II., gestorben 1833, lehrte sie verstehen, erkannte das Gesetzmäßige in ihrer Natur und erklärte sie als die Folgen gestörter Entwicklung, als Bildungshemmungen. So liegt der Grund der Verdopplung der Gebärmutter in mangelhafter Verschmelzung ihrer doppelten Anlage, der Müller'schen Gänge. Die Ursachen, welche diesen Vorgang stören, sind erst teilweise bekannt.

Das richtige Verständnis der Bildungsfehler der Gebärmutter, insbesondere ihrer Verdopplung, datiert erst seit der Entdeckung Joh. Müllers (1830), daß Eileiter und Gebärmutter aus jenen embryonalen

*) Vgl. mein Buch, S. 299.

Röhren hervorgehen, die seinen Namen erhielten, ihre wissenschaftliche, anatomische Bearbeitung seit dem Aufsatze Rokitanskys über die sogenannten Verdopplungen der Gebärmutter vom Jahre 1838.*) Meine Monographie behandelt das ganze Gebiet der Bildungsfehler dieses Organs auf Grund der Beobachtungen, die in unzähligen Zeitschriften und selbständigen Schriften der gesamten medizinischen Litteratur bis zum Erscheinen meines Buches niedergelegt worden sind. Es hat falsche Anschauungen der alten Lehrbücher berichtigt und ist die Grundlage geworden für die vielen seither erschienenen ausgezeichneten Abhandlungen bewährter Anatomen und Frauenärzte. So hat es zur Förderung der wissenschaftlichen und praktischen Aufgaben der Frauenheilkunde wesentlich beigetragen, wenn ich den Versicherungen verehrter Kollegen auf diesem Gebiete vertrauen darf.**) Welche Ausdehnung und Wichtigkeit die Lehre von den Bildungsfehlern der Gebärmutter und der Sexualorgane überhaupt im Laufe der letzten 40 Jahre gewonnen hat, ergiebt sich am besten aus der Thatsache, daß eine besondere umfängliche Monographie***) einzig

---

*) Med. Jahrb. des Oesterr. Staates. Bd. 26. S. 39.

**) Auf eine Anfrage an meinen ehemaligen Freiburger Kollegen, Herrn Professor Hegar, ob er noch immer früher mir geäußerte Anschauungen über den Wert meiner Monographie für den Zweig der Heilkunst, den er mit so großen Erfolgen gepflegt hat, hege, erwiderte er mir am 3. Oktober 1900 folgende freundliche Zeilen: „Meine Ansicht über Ihr Buch hat sich nicht geändert. Ich halte es für eine fundamentale Arbeit, welche der Gynäkologie ein neues Gebiet erschlossen hat. Allein das Werk hat nicht nur für ein Spezialfach Wert, sondern auch eine allgemeine Bedeutung. Man kommt immer mehr zu der Ansicht, daß ein sehr beträchtlicher Teil der Unvollkommenheiten und Gebrechen, welche die Menschheit quälen, darauf beruhe, daß die Keime oder das befruchtete Ei von Anfang an mißraten oder von einer Schädlichkeit getroffen sei. Die Lehre von den Entwicklungsstörungen und Bildungsfehlern hat daher einen neuen Aufschwung genommen. Ihr Buch wird daher von neuem eine größere Rolle spielen. Es ist übrigens längst vergriffen und ein neuer Abdruck würde gewiß abgesetzt werden“ u. s. w.

***) Erwin Kehrer, das Nebenhorn des doppelten Uterus. Dargestellt im Anschluß an 82 Fälle von Gravidität und 12 Fälle von Hämatometra. Mit 3 Abbildungen und 2 Tafeln. Inaug.-Diss. Heidelberg, C. Winter. Groß 8°. 1899. 159 S.

„das Nebenhorn des doppelten Uterus" zum Gegenstande hat. Der Verfasser, Dr. Kehrer jun., konnte darin, ohne auch die ausländische Litteratur erschöpft zu haben, 82 Fälle von Schwangerschaft im Nebenhorne zusammenstellen, während ich nur über ein Dutzend verfügte. Seit den Fortschritten der Chirurgie hat diese früher fast ausnahmslos zum Tode oder doch zu lebenslänglichem Siechtum führende Schwangerschaft ihre Schrecken wenigstens zu einem großen Teile verloren. In nicht weniger als 45 Fällen wurde zur Operation geschritten und 39 mal ein günstiger Erfolg mit Rettung der Mutter erzielt. Saenger, damals in Leipzig, hat eine eigne Methode der Ausführung für sie ausgesonnen, die besonders günstige Ergebnisse liefert.

Mein Buch ging in die Welt hinaus und fand überall gute Aufnahme, nur nicht in Straßburg, wo einer der ältesten Fälle von Verdopplung der Gebärmutter beobachtet und 1752 in Großfolio auf vier Bildertafeln von dem Professor Eisenmann verewigt worden war. Hier lehrte Josef Alexis Stoltz, ein Elsäßer aus Andlau, von 1829 bis zur Einverleibung des Elsaßes Geburtshilfe, angesehen als Arzt und Lehrer, geschätzt auch bei seinen Fachgenossen in Deutschland. Er war hie und da zu dem alten Naegele nach Heidelberg herübergekommen, der ihn mit Achtung nannte, persönlich aber habe ich ihn nie, weder in Heidelberg, noch später im Elsaß, wo er hochbetagt in seinem Geburtsort 1900 gestorben ist, kennen gelernt. Nach der Einverleibung des Elsaßes optierte er für Frankreich und wurde bei der Verlegung der Straßburger Fakultät nach Nancy zu deren Professor und Dekan ernannt.

Ich war bei meiner litterarischen Umschau zweimal auf den Namen von Stoltz gestoßen, einmal auf eine kurze Mitteilung von ihm über einen Fall mangelhafter Entwicklung der Gebärmutter, den ich Seite 118 meines Werkes anführe, das andremal in einer Note der Gazette médicale de Paris von 1856, Seite 628, wonach er mehrere Beobachtungen über Bildungsfehler der Gebärmutter gemacht haben müsse; ich habe auch dies Seite 124 gewissenhaft erwähnt, mit der Bemerkung, seine Abhandlung sei, wie es scheine, noch nicht im Druck erschienen. In der That ließ er sie erst 1860 in Straßburg

bei Silbermann drucken,*) nachdem mein Werk bereits ein Jahr zuvor die Presse verlassen hatte. Aus einer Anmerkung unter dem Text der ersten Seite ging hervor, daß er seine Mitteilung schon 1856 der Académie des sciences in Paris vorgelegt, aber vergeblich auf den offiziellen Bericht darüber gewartet hatte. In derselben Anmerkung gefiel es ihm nun zu behaupten, ich müsse diese Mitteilung zur Einsicht erhalten haben, er wisse nicht wie; er werde in einer Monographie über den Gegenstand seiner Mitteilung darauf zurückkommen, ich hätte einen Teil der Thatsachen, die er darin gebracht, in meiner Schrift aufgenommen, „avec des remarques, qui méritent d'être relevées.“ Die Monographie, die er in Aussicht stellte, ist nie erschienen und es ist mir auch nie bekannt geworden, was er an meiner Monographie auszusetzen hatte. Sicherlich hat er nie erfahren, wer mir seine Mitteilungen an die Académie des sciences verriet, da es keinen Verräter gab. Ich hatte weder in der Akademie noch sonst in Paris Bekannte, die mir einen Dienst hätten leisten können, dessen ich nicht bedurfte, und den ich nie verlangt hätte.

Diese Bemerkung des Straßburger Geburtshelfers hat mich anfangs sehr aufgebracht und mich zu einer Entgegnung veranlaßt, bald aber urteilte ich ruhiger. Sein Verdruß war sehr begreiflich. Er hatte schon 1832 gelegentlich der Sektion einer Frau den Bildungsfehler eines doppelten Uterus mit verkümmertem Nebenhorn kennen gelernt, konnte ihn nirgends in der Litteratur beschrieben finden, und entdeckte nun 1836 bei einem Besuche in Heidelberg, als ihm das Präparat angeblicher Eileiterschwangerschaft in Naegeles Sammlung gezeigt wurde, dessen wirkliche Natur er richtig erkannte, daß ein solches Nebenhorn im stande sei, ein Ei aufzunehmen und zur Entwicklung gelangen zu lassen. Die richtige Deutung des Präparates machte seinem Scharfsinn große Ehre, denn sie gelang ihm, ehe die Arbeiten Rokitanskys die Diagnose dieser ungewöhnlichen Form von Schwangerschaft den Aerzten so sehr erleichtert hatte, und er hätte

*) Note sur le développement incomplet d'une des moitiés de l'utérus et sur la dépendance du developpement de la matrice et de l'appareil urinaire. 20 S.

wohlgethan, seine Entdeckung sofort zu veröffentlichen. Da er zuwartete und glaubte, die Approbation der Akademie abwarten zu müssen, ehe er damit herausrückte, erging es ihm, wie einem meiner Freunde mit einem schönen Bauplatz mit prächtiger Aussicht, auf dem er sich vornahm ein Haus zu bauen; da er aber hierüber erst die Ansicht anderer kennen lernen wollte und es versäumte, den Bauplatz rechtzeitig in seinen Besitz zu bringen, so kam ihm ein anderer mit dem Hausbau zuvor.

Stoltz ist mir leider bis zu seinem Tode gram geblieben. Er war noch 1877 als Professor in Nancy so ungerecht gegen mich, einem Schüler, E. Müller, in einer ausgezeichneten Thèse, pour obtenir le grade de Docteur en médecine: De la Grossesse utérine prolongée indéfiniment, in einer Anmerkung auf Seite 156 dieselbe Anklage gegen mein Buch zu diktieren, die er 17 Jahre zuvor erhoben hatte. Er konnte mir nicht verzeihen, daß ich ihm ein Lorbeerblatt, gewissermaßen unter seinen Augen, vorweg genommen hatte.



Alte und junge Naturforscher und Aerzte an der Universität.*)

Ich war noch eifrig mit der Abfassung meines Buches über die Bildungsfehler der Gebärmutter beschäftigt, als ich zu meiner freudigen Ueberraschung am 8. Mai 1857 den Titel eines a. o. Professors erhielt, wozu anderthalb Jahre nachher ein kleines Gehalt kam, 400 Gulden jährlich. An jenem denkwürdigen Maientag war unerwartet von Karlsruhe aus ein Mannaregen auf die Dozentenschaft herniedergegangen, ohne daß Vorschläge von Seiten der Fakultäten Anlaß dazu gegeben hatten, auf einen Schlag wurden vier Dozenten zu a. o. Professoren ernannt, der Jurist Julius Jolly, der nachmalige badische Staatsminister, der Mineralog Gustav Leonhard, der Chemiker August Borntraeger und ich, der jüngste Dozent unter ihnen. Das unerhörte Ereignis stand unzweifelhaft in Zusammenhang mit der Ernennung von Theodor von Dusch zum a. o. Professor der Pathologie im Jahre zuvor, der gleichfalls kein Vorschlag der Fakultät vorausgegangen war; genaueres darüber wurde jedoch nicht bekannt, wäre auch wohl des Erzählens nicht wert. Mich ließ es ziemlich gleichgültig, wie mir das Glück ins Haus gekommen, es war da, und hatte ich in Karlsruhe einen geheimen Gönner, so dankte ich ihm still und vergnügt.

Als ich mich in Heidelberg niederließ, bestand die Fakultät meiner Studienjahre nicht mehr. Gmelin und beide Naegele, Vater und Sohn, waren gestorben, Tiedemann hatte sein Lehramt schon

---

*) Dies Kapitel ist in etwas erweiterter Form als selbständiger Aufsatz in der „Deutschen Revue“ 1902, Januar und Februar, erschienen.

1849 aufgegeben und lebte in Frankfurt. Puchelt weilte noch in Heidelberg, blind und siech. Henle und Pfeufer waren, unzufrieden mit der Regierung, Berufungen nach auswärtigen Universitäten gefolgt, jener nach Göttingen, dieser nach München. Nur Chelius war übrig geblieben, der letzte aus dem glänzenden Kreise, und auf ihn paßten die Worte des schwäbischen Dichters:

Noch eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht,
Auch diese, halb geborsten, kann stürzen über Nacht.

Für Gmelin war 1852 ein noch größerer chemischer Meister als er selbst eingetreten, Robert Bunsen, aber nicht in die medizinische Fakultät, der Gmelin angehört hatte, sondern in die philosophische. Die Lücke, die Gmelin in jener zurückgelassen hatte, war von Delffs eingenommen worden. Wir hatten einst als Studenten seine Vorlesungen gerühmt, aber er las jetzt vor leeren Bänken und verschwand im Schatten Bunsens und junger aufstrebender Dozenten, er war eben über seine Schulbücher nicht hinausgekommen und ohne die Kraft, Eigenes zu schaffen.

Auf die Lehrkanzel, von der einst der alte Naegele sein Feuerwerk abgeblitzt, hatte man, um seines Fakultätsgenossen Hasse*) Worte zu gebrauchen, „einen ehrlichen, wohlgeschulten Lehrmeister" berufen, Lange aus Prag, einen uns Jüngeren stets wohlwollenden Mann, der auch gerne in unserer Mitte verweilte.

Für Henle war Friedrich Arnold berufen worden, Tiedemanns hervorragendster Schüler, ein bedeutender anatomischer Forscher und gewissenhafter, tüchtiger Lehrer, aber galligen Temperaments. Man hatte ihm, meint Hasse, zu viel zugemutet, er mußte Anatomie und Physiologie vereint vertreten und konnte „den mannigfaltigen Anforderungen und Zielen der Gegenwart nicht mehr entsprechen." Ein großes Verdienst erwarb er sich um die Fakultät, indem er einen besonderen Vertreter der Physiologie in der Person von Helmholtz vorschlug.

---

*) K. E. Hasse, Erinnerungen aus meinem Leben. Als Manuskript gedruckt. Braunschweig, Vieweg, 1893. S. 184.

Eine sehr glückliche Berufung war die von Hasse an Pfeufers Stelle gewesen. Er gebot über alle, auch die jüngsten Errungenschaften der inneren Medizin, war ein ausgezeichneter, auch mikroskopisch wohl geschulter pathologischer Anatom, ein scharfer Diagnostiker und erfahrener Therapeut. Seine Bearbeitung der Nervenkrankheiten in Virchows großem Handbuch der Pathologie, eine der vorzüglichsten Monographien dieses encyklopädischen Werkes, fällt großenteils in die Zeit seines Heidelberger Aufenthalts. Ich fühlte mich von ihm angezogen, wohnte seinen sehr lehrreichen klinischen Sektionen regelmäßig an, mitunter auch seinen klinischen Vorstellungen. Er hat mir in seinen Erinnerungen einige freundliche und mich rührende Worte gewidmet. Leider verließ er Heidelberg schon im Herbste 1856 und ging nach Göttingen. Er hatte sich in der Fakultät zu einsam gefühlt.

Nach Hasses Abgang trennte das Ministerium unerwartet die innere Klinik von der medizinischen Poliklinik, erhob diese zum Rang einer besonderen Anstalt und unterstellte sie der Direktion Theodors von Dusch, den sie zum Extraordinarius ernannte mit dem weiteren Auftrage, pathologische Anatomie zu lehren. Für die innere Klinik berief sie nach dem Vorschlage der Fakultät Professor Duchek aus Lemberg, vorher Dozent in Prag. Duchek blieb nicht lange; schon 1858 übernahm er die innere Klinik an dem wieder neu aufgerichteten Josephinum in Wien. Ich bin ihm nicht näher getreten, er verkehrte nur mit den alten Herrn der Fakultät.

Dagegen verband mich innige Freundschaft mit seinem Nachfolger Nikolaus Friedreich, dessen Zuneigung ich schon in Würzburg gewonnen hatte; er hatte dort bis zu Virchows Abgang Pathologie und auf dessen Empfehlung als sein Stellvertreter ein Jahr lang pathologische Anatomie doziert. Er leitete jetzt vom Frühjahr 1858 bis zu seinem Tode am 6. Juli 1882 die medizinische Klinik in Heidelberg. Ein Jahr nach seinem Tode habe ich es versucht,*) ein möglichst getreues Bild von der Persönlichkeit des Geschiedenen, seinem Wirken als Lehrer, wissenschaftlicher Forscher und berühmter Arzt

*) Deutsches Archiv f. klin. Medizin. 1883. Bd. 32. S. 191 u. f.

zu liefern. Es geschah in einer Zeitschrift, deren Mitherausgeber und eifrige Mitarbeiter wir beide waren. Schon in den ersten Wochen seiner klinischen Thätigkeit gewann er die volle Gunst seiner Schüler und das Vertrauen seiner Kranken, in wenig Jahren einen europäischen Ruf als konsultierender Arzt. So lange ich in Heidelberg mit ihm zusammen weilte, war ich sein treuer Begleiter bei seinen Hospitalvisiten und regelmäßiger Gast seiner Klinik.

Im Jahre 1858 vollzog sich auch die Einrichtung eines besonderen Lehrstuhls für Physiologie und die Berufung von Helmholtz, der von Bonn kam und bis 1871 blieb, wo er als Professor der Physik an die Berliner Universität übersiedelte. Neben Bunsen hatte bereits seit 1854 Bunsens unzertrennlicher Freund Kirchhoff an Stelle des nach München abgegangenen Professors Philipp Jolly Physik doziert, durch den Hinzutritt von Helmholtz war nunmehr in Heidelberg ein Triumvirat geschaffen worden, das in seltner Größe die drei innigst verwandten naturwissenschaftlichen Gebiete: Chemie, Physik und Physiologie, beherrschte. Ein solches Zusammenwirken von drei Heroen ersten Ranges aus so nahe verwandten wissenschaftlichen Gebieten an derselben Universität ist überhaupt, so viel mir bekannt, nie vorgekommen, darin steht die Geschichte der Ruperto-Carola einzig da. Der geistige Trieb, den Zusammenhang der Erscheinungen zu begreifen, worin die Naturlehre wurzelt, hat diese gewaltigen Forscher auf den Wegen des wissenschaftlichen Versuchs und der mathematischen Analyse in die höchsten Regionen der Naturlehre und hier zu Entdeckungen geführt, die zu den schönsten aller Zeiten gehören. Kirchhoff und Bunsen verschafften der menschlichen Erkenntnis exakten Einblick in den chemischen Aufbau der Gestirne des Weltalls, Helmholtz in das unvergängliche Wesen der proteusartigen, die Welt bewegenden physischen Kraft. Physiologe und Physiker zugleich prüfte Helmholtz die Leistungsfähigkeit der sinnlichen Instrumente unseres Denkvermögens, um die Ursachen unserer sinnlichen Beobachtungsfehler und der daraus entspringenden Irrtümer aufzudecken und durch ihre Korrektur unserer Erkenntnis den möglichst hohen Grad von Gewißheit zu verleihen. Ueberall griffen sie, zumal Bunsen und Helmholtz, mit genialem Geschick, den praktischen Bedürfnissen der

menschlichen Gesellschaft hilfreich unter die Arme, sie waren nichts weniger als unfruchtbare Theoretiker. Aber auch als Persönlichkeiten waren sie edle Vorbilder für Gelehrte, äußerlich von schlichter Würde, innerlich vornehmen Sinns über die Anwandlungen kleiner, eitler Seelen erhaben. Wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, erhebt mich der Gedanke, der Heidelberger Universität in dieser großen Zeit, wo diese Meister sie zierten, der größten vielleicht, die sie in fünf Jahrhunderten erlebte, angehört und die Bekanntschaft der drei gemacht zu haben.

Zu Helmholtz trat ich bis zu seiner letzten verhängnisvollen Reise nach Amerika, von der ich ihm dringend abgeraten hatte, wiederholt in freundschaftlich-ärztliche Beziehungen. Bunsen, ein Hühne von Gestalt, hat das hohe Alter von 88 Jahren und nahezu sechs Monaten erreicht, doch zuletzt rächte sich die Natur, der er die Schlüssel ihrer Macht so oft aus den Händen gewunden, und deren Angriffen sein starker Körper so lange getrotzt hatte, an dem greisen Kämpfer, und quälte ihn am Schlusse seines nur der wissenschaftlichen Arbeit geweihten Lebens mit grausamer Lust. Furchtbare Krampfanfälle suchten ihn heim, und versetzten ihm die Nacken- und Zungenmuskeln in schleudernde Bewegung, die ihn der Kraft zu sprechen beraubten. Er starb am 16. August 1899. Keines um die Menschheit verdienteren Mannes Gebeine birgt der schöne Friedhof Heidelbergs.

Ich habe ein Semester lang die Vorlesungen Kirchhoffs über Elektrizität, und in einem andern die von Helmholtz über die Sinnesorgane und das Nervensystem regelmäßig besucht.

Kirchhoffs Berufung wurde anfangs von seinen Hörern, jungen Medizinern und Kameralisten, ungünstig beurteilt, seine bisher veröffentlichten, streng theoretischen Abhandlungen kannten und verstanden sie nicht und seinen Vortrag nannten sie, verglichen mit dem glänzenden Redefluß seines Vorgängers Jolly, stockend. Mir jedoch schien er diesem mindestens gleichwertig an klarer Darstellung des Stoffs und sicherer Ausführung der Versuche, ich hielt ihn sogar für vorzüglicher, wenigstens konnte ich der Entwicklung des jeweiligen Themas leichter folgen und seine Worte gruben sich mir tiefer ein. Kirchhoffs Vortrag litt jedoch an einer kleinen übeln Angewöhnung,

die er, nach der begeisterten Schilderung seiner Vortragsweise von späteren Schülern und Verehrern mit der Zeit abgelegt haben muß. Er hielt zuweilen mitten in der Rede plötzlich einen Augenblick und wie verlegen inne, schluckte und fuhr dann sicher weiter, als wäre mit dem Schlucken das Hindernis beseitigt, das ihn aufgehalten. Solche Gewohnheiten, die aus der Zeit stammen, wo der Dozent noch etwas ängstlich vor seine Schüler tritt, stören reife Zuhörer, die ganz bei der Sache sind, nicht, wirken aber zerstreuend auf Füchse.

Ungemein wechselnd war der Vortrag von Helmholtz; je nach dem Gegenstande, den der systematische Gang der Vorlesung mit sich brachte, war er bald meisterhaft, bald schleppend und ermüdend. Unvergeßlich ist mir der schlimme Tag, den ihm das sogenannte Zuckungsgesetz von Pfaff und Ritter bereitete, ein sonderbares Gesetz, das vielfache Ausnahmen hatte, sogar eine Umkehr erfahren konnte. Er gab sich vergeblich alle Mühe, die zum Teil sich widersprechenden Thatsachen, aus denen es sich zusammenreihte, deutlich und geordnet auseinander zu setzen, gab sie bald richtig, bald unrichtig, merkte und korrigierte seinen Irrtum, beging einen neuen, hielt ihn erkennend wieder inne und holte zuletzt hilflos einen Zettel aus der Tasche, worauf er vorsorglich das famose Gesetz niedergeschrieben hatte und speiste uns jetzt mit der unverdaulichen Materie, die der Zettel besser als sein Gedächtnis aufbewahrt hatte. Alle Zuhörer litten unter dem Eindruck der peinlichen Szene, ich bedauerte den großen Genius, der Schulmeisterdienste leisten mußte, statt in einer für ihn besonders geschaffenen geistigen Werkstätte als Denker, Entdecker und Erfinder frei seine Flügel schwingen zu können und die Entwicklung der Menschheit um einen guten Schritt weiter zu fördern. Diese mißlungene Vorlesung kam mir lebhaft in Erinnerung, als ich nach mehr als 30 Jahren die hochinteressante Rede las, die Helmholtz bei dem Festessen zur Feier seines siebzigsten Geburtstages hielt.*) Er teilte darin seine merkwürdige geistige Entwicklung mit; ein Mangel seiner geistigen Anlage habe darin bestanden, daß er ein schwaches

*) Ansprachen und Reden, gehalten bei der am 2. Nov. 1891 zu Ehren von Hermann von Helmholtz veranstalteten Feier. Berlin, 1892. Hirschwald.

Gedächtnis für unzusammenhängende Dinge besitze, woraus eine Reihe von Eigenheiten herrührten, die ihn in der Jugend hätten beschränkt erscheinen lassen.

An dem heutigen Wredeplatze war 1854 nach Bunsens Anweisungen ein neues chemisches Laboratorium mit 50 Arbeitsplätzen errichtet worden, damals das größte und best eingerichtete an deutschen Hochschulen. In seinen Räumen herrschte ein wunderbar reges Leben. Mit vielen der Praktikanten, die sich darin zu Dozenten der Chemie ausbildeten, wurde ich persönlich bekannt. In Erinnerung sind mir Carius, damals Assistent Bunsens, später Professor in Marburg; Lothar Meyer, der in Würzburg mit mir Medizin studiert hatte und bei Bunsen seine berühmten Arbeiten über die Blutgase und die Kohlenoxydgas-Vergiftung ausführte, gestorben als Professor der Chemie in Tübingen; von Pebal, ein gemütlicher Oesterreicher, der als Professor der Chemie in Graz unter der Mordwaffe seines Laboratoriumsdieners ein frühes Ende fand; Adolf Baeyer, der noch heute den Lehrstuhl ziert, den einst Liebig in München einnahm; Meidinger, heute Professor für Elektrotechnik in Karlsruhe; endlich Erlenmeyer, der ein eigenes Laboratorium in Heidelberg sich einrichtete. Auch G. Harley, später Professor der Physiologie am University College in London, arbeitete 1855/56 bei Bunsen. Man traf fast täglich einige der Herrn in der Abendstunde zwischen fünf und sechs in der niederen Bierstube der „Maierei", heute das sehr vergrößerte Wirtshaus zum Gutenberg zwischen Haupt- und Brunnenstraße, zusammen plaudernd an einem kleinen Tische in der Zimmerecke, wo heute der Eingang ist. Da gab es viel Neues zu hören aus dem Laboratorium, neue Gedanken, Untersuchungsmethoden und Erfindungen, Mitteilungen von interessanten Entdeckungen und praktischen Instrumenten für Chemiker und auch Aerzte. — Hier mag ich auch eines Tags vernommen haben, daß Bunsen sein Honorar für das 1857 erschienene klassische Werk: „Gasometrische Analysen" im Betrag von 2000 Gulden in eine angesehene Heidelberger Privatbank einbezahlt und sofort eingebüßt habe. Der Bankier hatte unglücklich spekuliert, Bankerott gemacht und durch Selbstmord geendet. Bunsen ertrug den empfindlichen Verlust mit größter Seelenruhe.

Zu Anfang des Winters 1856 habilitierte sich August Kekulé, ein junger Darmstädter von 27 Jahren, und las organische Chemie, die Bunsen seit seinen berühmten, 1842 abgeschlossenen Untersuchungen über das Kakodyl, die ihm die Sehkraft eines Auges und fast das Leben gekostet, gänzlich auf der Seite hatte liegen lassen. Kekulé kam von London, wo er bei Williamson Assistent gewesen war, nachdem er vorher bei Laurent und Gerhardt in Paris gearbeitet hatte. Zu Bunsen war er weder früher noch damals in Heidelberg in Beziehung getreten, er stand ganz auf eignen Füßen und richtete sich ein kleines Laboratorium mit Hörsaal im Westende der Stadt ein. Ich lernte ihn bald persönlich kennen und besuchte im Sommer 1858 regelmäßig ein sehr interessantes Publikum, das er einstündig in der Woche als „Theoretischen Teil der organischen Chemie" angekündigt hatte; es wurde fast ausschließlich von einem Dutzend älterer und jüngerer Chemiker von Fach besucht. Er trug darin sehr anregend das Wesentliche des allgemeinen Teils seines berühmt gewordenen Werkes vor: Lehrbuch der organischen Chemie oder der Chemie der Kohlenstoffverbindungen, dessen erster Band 1861 bei Ferdinand Enke in Erlangen erschienen ist. Der Zufall fügte es, daß ich diesen Verlag vermittelte. Enke hatte mich aufgesucht und mich um die Abfassung eines Lehrbuchs der Heilmittellehre angegangen. Ich ließ mich nicht darauf ein und riet ihm Kekulé seinen Besuch zu machen, obwohl er seinen Namen noch nie gehört hatte; ich sei überzeugt, Kekulé schreibe an einem Handbuch der organischen Chemie, und verhieß ihm davon einen glänzenden Erfolg. — Auch vermittelte ich die persönliche Bekanntschaft meines Freundes Friedreich mit Kekulé und jene erste genaue Analyse der tierischen sogenannten Amyloidsubstanz, deren viel umstrittene chemische Natur dadurch bestimmt als eine dem Eiweiß verwandte festgestellt wurde.

Mit dem Gewinne von Helmholtz gab es eine neue Fülle kräftiger wissenschaftlicher Anregungen. Auch sein Laboratorium suchten zu tieferer Ausbildung angehende junge Gelehrte auf, namentlich Augenärzte aus Graefes Schule, beispielsweise Dr. Junge aus Riga, später Professor in Moskau, Dr. Schelske u. a. Gewiß wählten auch um seinet-, als des Erfinders des Augenspiegels willen die drei Freunde

Graefe, Donders und Arlt für ihre jährlichen ophthalmologischen Herbstversammlungen Heidelberg zum Sitze. Zu seinem Assistenten ernannte Helmholtz den Dozenten der Medizin, Wilhelm Wundt, heute der berühmte Philosoph der Universität Leipzig. Trotz seiner Jugend war er schon grundbelesen, von treffender, doch milder Kritik und liebenswürdig im Umgang. Wir verkehrten viel zusammen und wanderten selbander die schönen Spazierwege des Neckarthals.

Im Beginn des letzten Jahres, das ich in Heidelberg verbrachte, 1859, lernte ich noch einen merkwürdigen Mann kennen, den Dr. Jakob Schiel, einen geborenen Rheinländer aus Stromberg bei Bingen, damals 36 Jahre alt. Nach zehnjähriger Abwesenheit in Amerika kam er wieder nach Heidelberg, wo er von 1845—1849 Privatdozent der Chemie gewesen war. Er hatte schon 1842 einen ungewöhnlichen Scharfblick bewiesen, indem er erkannte, daß: „die Radikale der als Alkohole bezeichneten Körper eine höchst einfache regelmäßige Reihe bilden, und daß in den Eigenschaften dieser Körper eine der Zusammensetzung entsprechende Regelmäßigkeit stattfinde", womit er einen für die Systematik der organischen Chemie ausnehmend einflußreichen Schritt gethan hat.*) Bald nachher, noch im gleichen Jahre, zeigte Dumas, daß die wichtigsten Fettsäuren eine ähnliche Reihe bilden. Als Dozent hat er dann das berühmte, von Liebig allen Physikern und Chemikern aufs wärmste empfohlene Werk John Stuart Mills, System der deduktiven und induktiven Logik, in einer geschickten Bearbeitung ins Deutsche übertragen (Braunschweig 1849); seine Uebersetzung hat 1868 die dritte Auflage erlebt. Warum er 1849 nach Amerika ging, ist mir unbekannt; politisch beteiligt war er nicht, wahrscheinlich folgte er der mächtigen Strömung, die damals so viele, auch nicht gravierte Freisinnige über das Meer trieb. Im Dienste der Vereinigten Staaten begleitete er 1853 und 1854 als Physiker und Geologe eine Unternehmung, die das Kriegsdepartement zu Washington ausrüstete und den Zweck hatte, unter der Leitung des Kapitäns Gunnison das Land zwischen dem Mississippi und dem Stillen Ozean behufs der Anlegung einer durchgehenden Eisenbahn zu

*) Vgl. Kekulé, a. a. O. Bd. 1. S. 86 u. 87.

erforschen. Diese gefährliche Reise wurde über das Felsengebirge, das Land der Mormonen und das Humboldtgebirge ausgeführt, kostete aber Gunnison, der unter den Streichen der Indianer verblutete, das Leben. Eine Skizze davon hat Schiel 1859 veröffentlicht (Schaffhausen, Brodtmann). Nach kurzem Verweilen in Heidelberg ging er nach Berlin zu Graefe, um sich der Augenheilkunde zu widmen, kam aber im August zurück und wurde nochmals Privatdozent der Chemie bis 1863, wo er seine Jugendliebe, eine vortreffliche Frankfurter Dame, heimführte und sich mit ihr in einer kleinen, von ihm selbst erbauten Villa in Baden-Baden niederließ. Hier habe ich mit dem kenntnisreichen, unterhaltenden Manne bis zu seinem Tode viel verkehrt. Die Zahl physikalischer, chemischer, geologischer, auch elektrotherapeutischer Abhandlungen, die er schrieb — die therapeutischen veröffentlichte er im deutschen Archiv für klinische Medizin — ist ziemlich groß. Man hätte aus ihm, der überdies mehrere lebende Sprachen beherrschte, recht gut drei Professoren machen können, und doch hat er es nie zu einer festen Stellung gebracht, weil er nicht mit zielbewußter Beharrlichkeit seinen Weg ging. Ohne die Liebe der edeln Frau, die ihm ihr Leben widmete, wäre er in der elenden Sorge um das tägliche Brot untergegangen. Er starb am 2. Oktober 1889.

Man sieht, Heidelberg war damals für junge strebsame Aerzte und Naturforscher eine herrliche Stätte des Lehrens und Lernens; es fehlte nur an einem wissenschaftlichen Vereine zum Austausche von Gedanken und abgeschlossener Arbeit. Ich hatte darüber viel mit zustimmenden Kollegen und Freunden, namentlich mit Kekulé, Wundt, dem Mathematiker Cantor u. a. gesprochen. Es wurde im Oktober 1856 beschlossen, einen solchen zu gründen, der Naturforscher und Aerzte umschließe, uns dazu vorher der werkthätigen Unterstützung zu versichern von Bunsen, Kirchhoff, dem Mineralogen Blum und einigen andern älteren Professoren, auf die wir rechnen zu dürfen glaubten, alle aber, auch die vielleicht ungünstig gestimmten, persönlich einzuladen, der Beratung über seine Einrichtung anzuwohnen und ihm beizutreten. Wir fanden fast überall eine günstige Aufnahme, einige Herren ließen ihr anfängliches Mißtrauen fahren, nur der

arme, unheilbar verbitterte Delffs sah in dem Projekt eine Intrigue gegen die medizinische Fakultät. Die Gründung des Vereins und Festsetzung seiner Statuten erfolgte am 24. Oktober 1856. Ich habe acht Vorträge darin gehalten. Der Verein blüht noch heute und ein günstiges Geschick möge auch in alle Zukunft über ihm walten!

Ich schließe das Kapitel mit der Erzählung, die der damalige Prosektor und a. o. Professor der Anatomie, Anton Nuhn, mir und einem Kollegen einen Tag nach dem Tode des Bankiers erzählte, dessen finanziellen Schiffbruchs ich oben gedachte. Er war mit diesem, ihm nur obenhin bekannten Herrn im gleichen Bahnwagen nach Mannheim gefahren und wunderte sich nicht wenig, daß dieser als hochmütig und abstoßend verschriene Herr sich neben ihn setzte und eine freundliche Unterhaltung mit ihm anknüpfte, zu seiner besonderen Freude sogar ein großes Interesse für seine Wissenschaft, die menschliche Anatomie, an den Tag legte. Insbesondere war es das Herz, namentlich seine Größe und Lage im Brustkorb, das seine Wißbegier reizte. Nuhn, ein überaus gefälliger Gelehrter, der mir selbst manchen freundlichen Dienst erwiesen hat, gewiß auch geschmeichelt durch die Herablassung des stolzen Herrn, lud ihn auf den folgenden Morgen in die Anatomie ein, um ihm die Lage des Herzens am Leichnam selbst zu demonstrieren. Der Bankier erschien zur festgesetzten Stunde und ließ es sich nicht verdrießen, der gründlichen Demonstration bis ins Einzelnste zu folgen. Er führte selbst seinen Finger zwischen den Rippen hindurch, um das Herz an seiner Stelle zu tasten, auch zeigte ihm der mit seinem eifrigen Schüler immer zufriedenere Professor an dessen eigener Brust den dafür bestgeeigneten Punkt. Der Bankier dankte befriedigt, ging nach Hause, und gleich hernach ging wie ein Lauffeuer die Nachricht durch die Stadt, er habe sich eben entleibt und das Herz merkwürdig geschickt mit der Waffe getroffen. „Sie können sich denken, meine Herrn, wie mich dieses Ereignis ergreift, ich habe ihm ja ein förmliches Privatissimum für seinen Zweck erteilt.“ — „In der That,“ bemerkte mein Freund, „Ihre Gefälligkeit geht zu weit, fahren Sie so weiter, so werden Sie ein Prosektor für die Selbstmörder, und nächstens werden die Hängelustigen sich Rat holen, wie sie am besten den Strick anlegen, um cito, tuto et jucunde ins Jenseits zu fahren“.

Das gesellschaftliche Leben in Heidelberg.

Wie mich der wissenschaftliche Verkehr vollauf befriedigte, so bot mir auch der gesellschaftliche viel Angenehmes. Unter den Dozenten traf ich drei Freunde aus meiner letzten Studentenzeit, den Juristen Heinrich Marquardsen, der bereits glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen war, den Nationalökonomen Eduard Pickford, einen geborenen Heidelberger, der nie darein gelangen sollte, und den Archäologen Julius Braun, genannt das Schiff der Wüste, der mehrmals in der Woche mit langen Beinen nach Weinheim lief, um dort einen allerliebsten Backfisch aus der Mannheimer Familie Artaria durch wunderbare Erzählungen von seinen Orientfahrten zu bezaubern und schließlich wirklich als treffliche Ehehälfte fürs Leben zu erobern. Sie führten mich ein in ihre Freundes- und Familienkreise, die sich nur teilweise mit den akademischen Gesellschaftskreisen deckten. Auch mit meinem Universitätsgenossen Moleschott, der nur noch als Privatgelehrter Heidelberg angehörte, verkehrte ich bis zu seinem Weggang nach Zürich im Frühling 1856 nicht bloß wissenschaftlich; er hatte sich in glücklicher Ehe mit einer liebenswürdigen Mainzerin aus der Familie Strecker einen eigenen Herd geschaffen. An seinem Tische lernte ich eines Abends David Strauß kennen, den ich mir freilich ganz anders vorgestellt hatte. Der unerschrockene Feldhauptmann im Heere der Himmelsstürmer glich auf ein Haar einem ausgetrockneten schwäbischen Schulmeister; trotz alles Feuerschlagens des unendlich lebhaften Moleschott wollte der Zunder des berühmten Geistes nicht ins Glimmen kommen.

Zwei andere Freunde noch aus der Schulzeit, Karl und Franz Mittermaier, jener Arzt, dieser Jurist, waren im Juni 1854 von Madeira zurückgekehrt, jener, um sich als Arzt in Heidelberg niederzulassen, dieser, um als Genesener seiner vollen Kräftigung jetzt in der Heimat entgegen zu gehen. Sie stellten mich ihrem Vater vor, dem berühmten Strafrechtslehrer. Er stand mit der halben rechtsgelehrten Welt in Schrift- und Schriftenwechsel und hatte die Güte, mich mit dem Wichtigsten und Neuesten bekannt zu machen, was in seinem Gebiete für die Gerichtsarzneikunde auf dem Büchermarkte erschien. In das Jahr 1856 fiel der berüchtigte englische Giftmordprozeß Palmer, der zwei Jahre lang fast alle Zeitungen, namentlich die medizinischen, beschäftigte, und der vom gerichtlich-psychiatrischen Standpunkte wichtige Prozeß Buranelli, der gleichfalls in England spielte und von den beiden Juristen Mittermaier, Vater und Sohn, eine Beleuchtung erfuhr, die schwere Mißstände in dem Verfahren der englischen Gerichte aufdeckte.

In der Sandgasse lebte noch die alte Doktorin und mütterliche Freundin, Frau Ottendorf,*) frischen Muts und klugen Sinns. Im Erdgeschoß des Hauses, dessen oberen Stock sie bewohnte, befand sich die große Mineralien-Verkaufsanstalt, die einst Ritter von Leonhard ins Leben gerufen hatte. Sie stand unter der Leitung eines Mineralogen Lommel, eines Biedermannes, der mir erzählte, wie sie einst der geniale, aber grobe Geologe Leopold von Buch mit seinem Besuche beehrt habe. Zuletzt verweilte er noch, mit energischen Schritten auf- und abschreitend, in Nachsinnen versenkt, im Hausgang, an dessen Wänden Felsblöcke, gleichfalls zu Handelszwecken, aufgestapelt standen. An einem Ende des Hauseingangs machte er jedesmal Halt und warf auf einen hier aufgestellten Felsblock einen verlorenen Blick. Dies weckte die Neugierde eines Jüngers der geologischen Wissenschaft, der in der Anstalt arbeitete und meinte, der große Meister müsse dem Felsgestein etwas Besonderes absehen. Darum lief er, sobald Buch sich wieder zum erneuten Gehen umwandte, gleichfalls an den Stein und besah ihn ernsthaft. So ging das eine Weile fort. Da wandte

*) Jugenderinnerungen, S. 277.

sich Buch plötzlich unwillig an den neugierigen Jüngling, der gerade wieder den Stein beguckte, mit der Frage: „Was sehen Sie nur immer so einfältig den Stein an?“ — „Weil Sie ihn ansehen,“ war die Antwort. — „Unglaublich!“ murrte Buch und verließ das Haus.

Im November 1855 kam ein liebenswürdiger junger Sachse von 26 Jahren, frischer Art und fast kindlichen Gemütes, nach Heidelberg, um die Redaktion der von Emmerling verlegten volkswirtschaftlichen Wochenschrift Germania zu übernehmen. Er trat sogleich in innige Beziehungen zu Pickford und Marquardsen, durch diese bald auch zu mir und ist meiner Frau und mir ein lieber Hausfreund geworden. Bei den heiteren Ausflügen aufs Land, die wir nicht selten in kleiner und großer Gesellschaft unternahmen, durfte Boehmert nicht fehlen; ein seltenes Talent, aus dem Stegreif in gereimten Trinksprüchen seiner guten Laune Ausdruck zu geben, machte ihn zum stets willkommenen Gaste. Im Winter 1856/57 wollte er sich für Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaften in Heidelberg habilitieren, als er einen Ruf nach Bremen an die Redaktion des Bremer Handelsblattes erhielt. Später ist er bekanntlich doch zur Lehrthätigkeit übergetreten, 1866 nach Zürich an die Hochschule berufen worden, 1875 nach Dresden an das Polytechnikum und als Direktor des Kgl. Statistischen Bureaus. Sein wissenschaftlicher Eifer wird nur von seiner gemeinnützlichen, praktischen Arbeitsamkeit übertroffen.

Durch Pickford lernte ich auch den ausgezeichneten Publizisten August Ludwig von Rochau kennen, mit dem mich meine Lebenswege auch später noch wiederholt zusammenführten, ebenso die Familie des alten Hofrats und Kunstkenners Issel, mit dessen liebenswürdigen Töchtern wir manchen Sonntag Nachmittag vergnügt verbrachten. Rochau hatte eine dieser Töchter, die junge Witwe des verstorbenen Dozenten der Medizin Percy Pickford, des Bruders Eduards, in zweiter, glücklicher Ehe heimgeführt. Sein Buch: „die Grundsätze der Realpolitik,“ waren 1853 erschienen und hatten „mit der klaren Schärfe des Verstandes dem überwuchernden Pathos der Phrase den Krieg erklärt.“*)

*) Vgl. Badische Biographien, II. Teil, 1875. S. 186 u. f.

Er gab sie anonym heraus, um nicht als Braunschweiger Gefahr zu laufen, aus Baden ausgewiesen zu werden. Er war ein Mann von ehernem Charakter und vielgeprüfter Patriot und Liberaler, von einem unglaublich empfindlichen Nationalgefühl. Ein Franzose unserer Bekanntschaft hatte sich an öffentlicher Tafel in seiner Gegenwart in leichtfertiger Weise über die Tugend der deutschen Frauen ausgelassen; er verließ die Gesellschaft, ließ ihn durch Freunde von der Tafel rufen und auffordern, seine Aeußerung sofort zu widerrufen, was denn auch unverweilt unter kluger Entschuldigung geschah. Als ein, wertes Andenken an diesen echten deutschen Edelmann besitze ich seine mir von ihm verehrte vortreffliche „Geschichte Frankreichs von 1814—1852.“

Nach dem Staatsstreiche Napoleons III. kamen einige französische Verbannte zu kürzerem oder längerem Aufenthalt nach Heidelberg, darunter ein Monsieur Seinguerlet, der seiner Deportierung nach Cayenne nur durch besondere Gnade knapp vor der Abfahrt des Schiffes entgangen war. Er bewahrte zum Andenken an den Aufenthalt auf dem schwimmenden Gefängnis den Holzlöffel, womit er seine Suppe hatte speisen müssen. Er blieb in Heidelberg wohnen und kaufte sich mit seiner Mutter, einer echten Straßburgerin, ein kleines Haus an der Anlage, und war ein sehr unterhaltender Herr, der lange in Paris gelebt hatte und eine Menge Akteurs und Statisten kannte, die bei dem Staatsstreiche mitgespielt hatten, samt der ganzen chronique scandaleuse, die dazu gehörte. Als Mann von Geist und als guter Gesellschafter war er wohl gelitten, verstand, wie ein echter Franzose, ein Diner vorzüglich herzurichten und mit Esprit und heiterer Laune zu würzen. Auch war er Publizist, Mitarbeiter an einer Revue germanique, die sich bestrebte, die Franzosen mit Deutschland vertrauter zu machen, und erhielt zuweilen Besuche bekannter französischer Schriftsteller, z. B. von Charles Dollfus, der einige Vorlesungen von Häußer besuchte und davon sehr befriedigt war. Sein Name Seinguerlet erinnerte zwar an einen schwäbischen Zängerle, er behauptete aber, die Seinguerlets stammten aus der Bretagne, es sei ein Name wie Quimperlé, und man mußte ihm schon aus Höflichkeit glauben. Kurz vor dem Ausbruche des französisch-

italienischen Kriegs mehrten sich die Besuche unzufriedener Franzosen bei unserem Bekannten auffallend. Er verhehlte mir eines Tages nicht, daß seine republikanischen Freunde für den Fall einer Niederlage des Kaisers einen Aufstand in Paris vorbereiteten und auf sicheren Erfolg rechneten. Da stellte ich ihm die Frage, wie sich seine Partei, wenn sie das Staatsruder wirklich in die Hand bekäme, zu Deutschland stellen würde? „Ei!" erwiderte er ohne Zaudern, „das Erste, was wir thun müßten, wäre, eine Armee an den Rhein zu schicken, um sie zu beschäftigen, sonst würde unsere Herrlichkeit nicht lange dauern." Nun wußte ich genug, der letzte Funken politischer Sympathie für Frankreich war in mir erstickt.

Die Geselligkeit zu dem Zwecke, nach des Tages Last und Arbeit abends zur Erholung und Zerstreuung einen Kreis geistig verwandter Bekannter und Freunde aufzusuchen, konnte damals in verschiedener Weise gepflegt werden. Moleschott erzählt, daß er seine Erholung nur beim Thee oder Abendbrot der eigenen oder befreundeter Familien gefunden habe, dasselbe galt für die Juristen Jolly, Goldschmidt, den später so berühmten Lehrer des Handelsrechts in Berlin, u. a. Viele ältere Professoren der Universität mit ihren Freunden fanden sich Sonnabends regelmäßig zusammen in einem geschlossenen Raume des Museums, das damals eine weit größere Bedeutung für die Herrn der Universität und die Honoratioren der Stadt überhaupt hatte, als heute. Am Donnerstag traf sich abends zwanglos eine große Gesellschaft im Holländer Hof an der alten Brücke, vorwiegend Extraordinarii und Dozenten aller Fakultäten, aber auch gebildete Bürger der Stadt und heimisch gewordene Fremde. Am berühmtesten ist geworden die Gesellschaft des sogenannten Engeren, ursprünglich engerer Ausschuß genannt, die, gleichfalls in einem geschlossenen Raume des Museums zusammenkamen, eifrig bestrebt, den Mittwoch in den Donnerstag zu verlängern. Da ich in diesen beiden Gesellschaften, dem Holländer Hof und dem Engeren, vergnügte Abende zugebracht habe, so befriedigt es vielleicht die Neugier mancher Leser, wenn ich ein wenig bei ihnen verweile.

Die Gesellschaft im Holländer Hof unterschied sich kaum von irgend einer anderen, zusammengesetzt aus Stammgästen, die gewohnt

sind, sich am Wirtstisch zusammen zu finden, um über die Tages=begebenheiten zu plaudern; nur spielten hier bei dem Ueberwiegen der Gelehrten die Ereignisse an den Universitäten, in Wissenschaft und Kunst eine hervorragende Rolle. Das Einzige, was mir von Erinnerungen an diese geselligen Abende geblieben, ist eine kleine Geschichte, die unserem Freunde Julius Braun mit Herrn Spitz, dem Wirte, begegnete. Sie trug sich an einem Abende zu, kurz bevor die Gäste zusammen strömten; zu ihrem richtigen Verständnis aber muß ich eine kurze Bemerkung vorausschicken. An diesem Tage war der Neckar allmählich über seine Ufer und das damals niedrigere Vorland am Gasthof gestiegen, und das wachsende Wasser bedrohte abends dessen Keller mit Ueberschwemmung. Ohne davon etwas zu bemerken, war Julius Braun soeben sehr befriedigt von Karlsruhe zurückgekommen, wo er wöchentlich einmal einen Vortrag über Kunst=geschichte hielt. Das Publikum hatte mehr und mehr Interesse an seiner Darstellung gewonnen, von Vorlesung zu Vorlesung war es an Zahl gewachsen, und Braun, ganz in sein Glück versunken, eilte in den Holländer Hof, um den Freunden das volle Herz auszuschütten. Gleich im Thorgang begegnete er Herrn Spitz, der aus seinem Keller kam, wo er Vorkehrungen gegen die drohende Gefahr getroffen hatte. Herr Spitz dachte nur an das wachsende Wasser, unser Freund an das wachsende Publikum. Der Wirt fragte ängstlich: „Herr Doktor, wie steht's?“ — Braun erwiderte seelenvergnügt: „Gut, Herr Spitz, sehr gut! Es wächst, es wächst!“ — „Alle Teufel! Herr Doktor, das ist nicht gut!“ rief Herr Spitz und rannte vors Thor um nach=zusehen, ob das Wasser wirklich noch wachse. Beruhigt kehrte er zurück: „Herr Doktor, Sie haben sich getäuscht, es wächst nicht!“ — Darauf unser Freund: „Herr Spitz, es wächst, Sie können sich darauf verlassen.“ — „Ach was? Herr Doktor,“ bemerkte der Wirt unwillig, „ich verlasse mich auf meine Augen mehr als auf die Ihrigen.“

Ganz anders unterhielt man sich im Engeren. Ueber ihm schwebte der Geist Josef Scheffels, auch wenn seine leibliche Person im fernen Lande Italia oder im schwäbischen Klettgau oben auf dem Hohentwiel war, von wo er fleißig den Freunden Bericht gab und

schöne Lieder zur Kurzweil schickte. Den Engeren hatte in den Wintertagen 1848/49 Professor Häußer mit dem Rechtspraktikanten Scheffel und anderen durch die schlimmen Zeitläufe angegriffenen und tröstlicher Ermunterung bedürftigen Freunden und Bekannten gegründet und das Stiftungsfest darum ein= für allemal auf den Aschermittwoch verlegt. Häußer, der Geschichtsschreiber der Pfalz, war selbst ein unverwüstlich heiterer und redegewandter Sohn des weinfrohen Landes. Er führte den Vorsitz an der Tafelrunde und die Paladine waren ein bunter Kranz von alten Mannheimer Schulkameraden, die ihr Geschick nach Heidelberg geführt hatte, der städtische Ratschreiber Sachs und der Oberleutnant a. D. Pfeufer, von Bürgern der Stadt, ein hinkender Kunsthändler namens Meder, und Rat (Advokat) Mays, neben Häußer der beste Kenner der Pfälzer Geschichte, auch ein Bahnbeamter, der Kassier der Main=Neckarbahn, Schleuning, genannt der Staatstrompeter und eine Vierzahl von Dozenten, der geistvolle, lebensprühende Ludwig Knapp, und die dem Leser bereits bekannten Doktoren Julius Braun, Marquardsen und Pickford. Auch A. von Rochau, der ernste Publizist, erschien zuweilen, um sich an den heiteren Spielen des Humors zu erfrischen. Der unentbehrlichste aber aller Genossen des Bundes war der Augur von Tigelinum, der Pfarr von Ziegelhausen, Schmezer, ohne dessen außerordentliche Sangeskunst keine Sitzung vollkommen gelang. Von großem schauspielerischen Talente, besaß er einen wohlgeschulten herrlichen Tenor und fand oder komponierte zu Scheffels Liedern passende Melodien. Zu vielen der besten hatte er den Dichter durch seine astronomischen und geologischen Vorträge angeregt, die er vor einem größeren Publikum, darunter Scheffel, mehrere Winter hindurch im Holländer Hofe abgehalten hatte.

Zwei solche Abende im Engeren sind mir im Gedächtnis geblieben, ein verhältnismäßig stille verlaufener, litterarischer, und ein lauter musikalischer, jedenfalls der lauteste seit dem Bestehen des Engeren.

In jener Sitzung verlas Häußer gar ergötzliche Tagebuchblätter, angeblich aus der Feder des Heidelberger Lycealprofessors X, denen vermutlich Erzählungen von dessen Schülern zu Grunde lagen und die Häußer sicherlich selbst redigiert hatte. Der Schulmonarch war

nicht bloß um seiner gelehrten Aussprüche, sondern auch um seiner ökonomischen Talente willen in weiten Kreisen berühmt. Das Tagebuch berichtete über eine Ferienreise, die der erholungsbedürftige Mann durch die badische Pfalz unternommen und glücklich ausgeführt hatte. Mit 45 Kreuzern machte er sich auf den Weg, beehrte überall die Eltern der Scholaren mit seinem werten Besuche und operierte wiederholt mit großem finanziellem Geschick, verkaufte z. B. einem begegnenden Handwerksburschen ein Fläschchen sauren Weins, den er für einen besseren, ihm verehrten, beim Weinhändler mit Vorteil eingetauscht hatte, und kehrte schließlich mit einem Baargewinn von 30 Kreuzern, insgesamt einem Gulden und 15 Kreuzern im Beutel, nach Hause zurück.

An dem musikalischen Abend wohnte ich der von Schmezer eingerichteten ersten Aufführung des Enderle von Ketsch bei. Schmezer hatte das Lied in Musik gesetzt, sang es vor und der Chor fiel mit einem Höllenlärm ein:

> Jetzt weicht, jetzt flieht, jetzt weicht, jetzt flieht,
> Mit Zittern und Zähnegefletsch,
> Jetzt weicht, jetzt flieht, wir singen das Lied
> Vom Enderle von Ketsch!

Die Instrumente dazu, Kasserole und dergleichen, waren aus der Küche geholt und als Pauke diente ein großer, schaurig schallender Ofenschirm aus Blech; sicherlich wären die Toten von Enderles Geschrei erwacht, wenn sie in den Häusern am Ludwigsplatz, auf den das Zimmer im Museum hinausging, geschlafen hätten.

Im Frühling 1855 kam der Dichter zu Besuch, nicht bloß von den Freunden im Engeren, sondern einer großen Gemeinde liebender Verehrer mit Jubel empfangen. Er hat eben, wo er in jungen Jahren länger verweilte, alle Herzen erobert. Ich habe in meinen Jugenderinnerungen*) von der Huldigung erzählt, die ihm gegen dreißig Freunde und Bekannte unter dem Vorsitze des würdigen von Vangerow bereiteten und seinem glänzenden, aus den Pandekten gepflückten Trinkspruch auf diesen, seinen geliebten Lehrer. Er mietete sich in

*) S. 167.

dem Leonhard'schen Hause am Klingenteichthore ein und erschien uns im Umgange lange nicht mehr so frisch und allezeit aufgelegt, wie früher. Unter vier Augen gestanden es sich die Freunde, daß er nicht mehr ganz der alte sei und Rochau meinte, am Ende gehe er noch ins Kloster. Er brachte das Manuskript seines Ekkehard mit und schloß in Heidelberg mit dem unternehmenden, aber bereits der Schwindsucht verfallenen, heiseren jungen Buchhändler Karl Meidinger aus Frankfurt a. M. jenen schlimmen Vertrag, worin er diesem das Verlagsrecht seines Romans für 15 Jahre um 1200 Gulden Honorar verkaufte, einen übereilten Handel, der ihm nach dem baldigen Bankrott und Tode Meidingers so vielen Verdruß bereiten sollte. Er hatte das Buch vorher der Metzler'schen Verlagsanstalt in Stuttgart, die seinen Trompeter von Säckingen verlegt hatte, angeboten, war aber nicht handelseins mit ihr geworden, denn der berühmte Sang vom Oberrhein lag noch größtenteils unverkauft und brachte es erst fünf Jahre nach seinem Erscheinen zur zweiten Auflage, was die Metzler'sche Anstalt zu vorsichtig gemacht hatte.

In demselben Jahre, es war im Dezember, holte mich eines Morgens eilends ein Franzose, der viel mit uns verkehrte, ein Herr Filliard, ein äußerst lebhafter junger Gelehrter, der in Martinique geboren, etwas schwarzes Blut in den Adern hatte, zu Scheffel, der in seiner Wohnung bei dem Kutscher Hatz in der Plöckstraße krank lag. Scheffel war am Abend vorher von Karlsruhe eingetroffen, im Holländer Hof abgestiegen, zufällig auf Filliard gestoßen und plötzlich von heftigem Blutandrang zum Kopfe und großem Angstgefühl befallen worden. Er fürchtete sich allein zu sein und der gutmütige Filliard, der Scheffel sehr wohl leiden mochte, nahm ihn mit sich auf sein Zimmer und übte die ganze Nacht hindurch Samariterdienste an dem aufgeregten, gänzlich schlaflosen Dichter. Ich hielt es für ratsam, ihn baldmöglichst zu seinen Eltern nach Karlsruhe zu verbringen und begleitete ihn selbst dahin. Seine Mutter und Schwester empfingen ihn, furchtbar erschreckt, sein Vater war nicht zu Hause, und ich führte ihn sofort in sein Zimmer unter dem Dache, ein großes, wohl eingerichtetes Gemach. Hier schmückte eine ansehnliche Bibliothek die Wand und ein Haufen Bücher, darunter dicke

Folianten, lagen auf dem Tische. Zornig schritt er auf den Tisch zu, ergriff eines der Bücher und schleuderte es darüber hin, mit den Worten: „Sieh! das sind die schändlichen Schmöker, die mich so elend gemacht!“ In der That, er hatte sich geistig überarbeitet und seine beste Schaffenskraft war leider für immer dahin.

Im folgenden Jahre muß es dann gewesen sein, daß ich mich mit ihm über seine nächsten Lebenspläne unterhielt. Ich war erstaunt, daß er die Einladung des Großherzogs von Weimar, der ihn gerne in seine Umgebung gezogen hätte, ausschlug und die Stelle eines Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothekars in dem rauhen Donaueschingen vorzog. „Mein Entschluß“, bemerkte er mir, „ist reiflich erwogen. Ich möchte in Weimar kein Epigone sein.“ —

Nach längerem Besinnen schließe ich dieses Kapitel mit einigen Worten schmerzlichen Gedenkens an das anmutigste Mädchen Heidelbergs in meinen Studentenjahren, an Johanna Kapp, die damals nicht bloß die männliche, auch die weibliche Jugend bezauberte. Ihr Vetter Fritz Kapp, mir innigst befreundet, hatte mich bei ihr eingeführt. Bei meiner Wiederkehr nach Heidelberg hatte ich mich herzlich darauf gefreut, sie wiederzusehen und meine Frau meine freudige Erwartung geteilt. Sie sollte in München längere Zeit sich als Bildhauerin versucht haben, doch jetzt wieder bei ihrem Vater jenseits der Brücke in Neuenheim leben. Wir suchten sie auf, aber wir fanden jene Johanna nicht mehr, die noch 1849 Gottfried Keller zu wunderbaren Versen begeistert hatte, als er zum letzten Male über die schöne Brücke geschritten war, die ihn so oft auf dem Wege zu ihr nach Neuenheim getragen hatte. Zwei der besten Dichter jener Zeit, Keller und Hofmann von Fallersleben, haben für sie geschwärmt und um ihre Hand angehalten, sie aber jagte aussichtslos einem Phantom nach und verzehrte sich in der Liebe zu Ludwig Feuerbach, dem Philosophen, der nicht geneigt war, ältere Bande, die ihn fesselten, zu lösen. Schon hatte der Frost, der die Rose ganz entblättern und vernichten sollte, die äußersten Blütenblätter mit ertötendem Reife berührt. Wir verzichteten auf den Verkehr mit der Unglücklichen, die in der Kunst dilletierend das vergebens suchte, was nur das Leben gewährt.

Ich kann mir nicht versagen, die schönen Strophen Kellers hier anzufügen.

Schöne Brücke, hast mich oft getragen,
Wenn mein Herz erwartungsvoll geschlagen,
Und mit dir den Strom ich überschritt.
Und mich dünkte, deine stolzen Bogen
Sind in kühnerm Schwunge mitgezogen,
Und sie fühlten meine Freude mit.

Weh der Täuschung, da ich jetzo sehe,
Wenn ich schweren Leids hinübergehe,
Daß der Last kein Joch sich fühlend biegt!
Soll ich einsam in die Berge gehen
Und nach einem schwachen Stege spähen,
Der sich meinem Kummer zitternd fügt?

Aber sie mit andern Weh und Leiden
Und im Herzen andre Seligkeiten,
Trage leicht die blühende Gestalt!
Schöne Brücke magst du ewig stehen:
Ewig aber wird es nie geschehen,
Daß ein bessres Weib hinüberwallt!



Ein gefährlicher Schüler.

Unter den Medizinern, die meine Vorlesungen, zuletzt die über Psychiatrie im Winter 1858/59, besuchten, befand sich ein Schwarzwälder, der mir von Anfang an durch mehrere Sonderbarkeiten aufgefallen war. Ein hagerer, etwas mehr als mittelgroßer Mensch in der Mitte der zwanziger, von dunkeln Haaren und finsterer Miene, ging er stets allein und setzte sich auch im Hörsaal einsam auf die hinterste Bank. Regungslos hörte er mit tiefem Ernste zu. Man sagte mir, er beschäftige sich viel mit abstrusen Studien und habe eine Preisfrage über Spinoza in Angriff genommen, seine Arbeit aber schließlich nicht eingereicht. Im ganzen war er mir unheimlich.

Im Winter 1858/59 fand ich nach einem Spaziergang abends auf meinem Schreibtisch ein Briefchen in feinster Miniaturschrift, fünf bis sechs Zeilen ohne Ueber- und Unterschrift, den artikulierten Aufschrei einer verzweifelnden Seele, aber keine Bitte darin um Teilnahme oder Hilfe. Erschüttert sagte ich mir nach kurzem Ueberlegen: diese schrecklichen Zeilen kann nur der unheimliche Zuhörer auf der hintersten Bank geschrieben haben! Mit Hilfe des Adreßkalenders suchte ich ihn sogleich in seiner Wohnung auf und fand ihn zu Hause, er hatte sich in einem gut eingerichteten Studentenzimmer des Harmoniegebäudes eingemietet; es dunkelte bereits und er beeilte sich nicht, für Licht zu sorgen. Meine Frage, ob er mir geschrieben, verneinte er anfangs und bejahte sie erst, nachdem ich ihm auf den Kopf zugesagt hatte, er und kein andrer habe mir den Brief geschrieben, den ich ihm vorwies, ob er es zugebe oder nicht; ich bat ihn dann herzlich, mir sein Vertrauen zu schenken. Nun erst rückte er ganz

mit der Sprache heraus, es falle ihm von Jahr zu Jahr schwerer zu studieren, er leide oft an Kopfweh und Angstgefühlen und mache sich Vorwürfe über seine Vergangenheit und trübe Gedanken über seine Zukunft. Ich erteilte ihm Rat so gut ich konnte, beschwor ihn, seine abstrusen Studien aufzugeben, das nahe Staatsexamen zu verschieben, abends nicht zu arbeiten, viel in die Luft zu gehen u. dgl. mehr. Er versprach zu folgen und es vergingen einige Wochen, ohne daß er mich, wie ich gewünscht, aufgesucht hätte.

Unerwartet erhielt ich eines Tags abermals ein Briefchen in derselben Handschrift, ohne Ueber- und Unterschrift und gleichen Inhalts, wie das erste. Ich suchte ihn wieder auf, beriet und tröstete ihn, versuchte ihn zu bestimmen, die Heilanstalt Illenau aufzusuchen; dazu aber ließ er sich nicht bewegen.

Bald hernach kam er plötzlich aus einer Vorlesung bei Helmholtz über Physiologie des Nervensystems, verbunden mit physiologischen Uebungen, furchtbar aufgeregt zu mir gestürzt und erklärte mir, er wisse jetzt ganz genau, wer ihn schändlich verfolge und seine Krankheit verschulde. Es sei der russische Augenarzt, der bei Helmholtz arbeite. Dieser Mensch habe ihn schon mehrmals auf der Straße verdächtig angeschaut, heute aber seine feindselige Gesinnung ohne Scheu verraten. Helmholtz habe über den Augenspiegel gesprochen und den russischen Arzt beauftragt, den Schülern nach der Vorlesung den Gebrauch dieses Instruments zu demonstrieren. Darauf habe dieser mehreren Studenten und zuletzt ihm die Augen damit untersucht, kaum aber habe er ihm hineingeschaut, so sei er aufgefahren und habe ihm zugerufen: „Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, Ihr Gehirn ist nicht mehr in Ordnung, lassen Sie sich ärztlich behandeln!“ Ich ging sogleich zu dem mir bekannten russischen Kollegen und erfuhr, daß sich der Augenspiegel wirklich als Gehirnspiegel erwiesen hatte; die Scheibe des Sehnerven begann zu schwinden und die ganze, trostlose Diagnose lautete: Gehirnschwund. Aufs neue übernahm ich die schwierige Aufgabe, den Kranken zu beruhigen, und die vergebliche, ihn zu bereden, nach Illenau zu gehen.

Der Winter ging herum, auch die Osterferien nahten ihrem Ende, da begegnete ich eines Tags meinem russischen Bekannten in der breiten

Straße vor dem akademischen Krankenhause, vor der heutigen Kaserne, gegenüber dem Amtsgerichtsgebäude. Wir begrüßten uns und er erzählte mir ein heiteres Abenteuer, das ihm auf einer Ferienreise nach Italien zugestoßen war. Wir lachten und in diesem Augenblick ging auf der anderen Seite der Straße der Unglückliche vorüber und bemerkte unsre scherzhafte Unterhaltung. Sein Gesicht wurde noch finsterer, ich erschrack und rechnete auf ein Briefchen oder seinen Besuch, doch währte es einige Tage, bis ich, am 20. April 1859, einige Zeilen von ihm empfing, diesmal oben mit dem Datum, unten mit den Anfangsbuchstaben seines Vor- und Zunamens, C. H., versehen. Der Brief ist noch in meinem Besitz und ich teile ihn in genauer Abschrift mit; er ist ganz nach dem Muster der beiden älteren geschrieben und gewährt einen tiefen Blick in das Gemütsleiden des Unglücklichen.

„Faß ich die Gegenwart ins Aug, so seh ich nichts, denn ein entehrtes Jetzt; schau ich zurück, ein unerhörter Frevel, der dem Selbstmord gleicht, wie ein Ei dem andern, und richt ich vorwärts den Blick, ein elendes, qualvolles Scheinleben meine Zukunft. So find ich nirgends mehr einen Halt; es ist der Fluch, der auf mir ruht."

Eilends ging ich zu ihm und es gelang mir diesmal, ihn zu bewegen, sich in Illenau aufnehmen zu lassen, wo er am 28. Mai eintraf. Er schrieb hier anfangs sehr eingehende und vollkommen verständige Berichte nieder über seinen Lebensgang von der ersten Kindheit an, seine Gymnasial- und Universitätsstudien und die Ursachen seiner Krankheit. Er war ursprünglich zum Theologen bestimmt gewesen, hatte dieses Fach auch zunächst in Freiburg gewählt, es aber gegen den Willen seiner verwitweten Mutter, die ihn deshalb verfluchte, mit dem Studium der Medizin vertauscht, erschrecklich viel durcheinander gelesen und wenig verdaut, auch Verirrungen sich hingegeben, deren schädliche Natur ihm erst durch meine psychiatrischen Vorlesungen ganz klar geworden sei. — Man ließ ihn anfangs sich ziemlich frei bewegen und traf keine Maßregeln besonderer Vorsicht.

Nachdem ich eine Weile von meinem Schüler nichts mehr gehört hatte, erhielt ich einen Brief von ihm, datiert vom 14. Juli, der

mit den Worten begann: „Zitternd vor Schrecken und Entsetzen über Ihre Inhumanität, mit der Sie gegen mich gehandelt, möchte ich Sie mit bitterem Ernste fragen, ob es Sie nun beruhigt, mich mürbe gemacht zu haben, und welcher Art die Befriedigung ist, die Sie empfinden, mich in Gemeinschaft mit dem Russen einem Elende zugeführt zu haben, das Sie wahrscheinlich kennen aber nicht empfinden.“ Ich war in seinen Augen ein abscheulicher Heuchler, der sein Vertrauen mißbraucht, und sich mit dem Russen verschworen hatte, ihn zu verderben, ja ich hätte sogar, was er mit eigenen Ohren gehört, mich mit diesem Bösewicht über sein Unglück noch lustig gemacht. Er warnte mich und gestand mir, daß er mir nach jener Verhöhnung seines Elends abends acht Uhr unter dem großen Thorbogen am seitlichen Eingang des Museums, der sich allerdings zu einem mörderischen Ueberfall trefflich eignete, mit einem Dolche aufgelauert habe, um blutige Rache an mir zu nehmen, „ohne Rücksicht auf mein junges Weib und meine schönen Kinder“. Nur das höllische Gelächter, das ich unter dem Thore ausgestoßen, habe mich damals gerettet. Er bewahre den Dolch, um davon zur rechten Zeit den rechten Gebrauch zu machen.

Ich habe nicht nötig zu bemerken, daß ich weder damals noch je sonst beim Besuche des Museums Lachsalven losließ. Als mir der Wahnsinnige auflauerte, durchbrach zweifelsohne ein Strahl des alten Vertrauens, das noch in ihm zurückgeblieben war, die Nacht, die sein krankes Gemüt umhüllte, er halluzinierte das Gelächter und ich war gerettet. Umgehend schickte ich seinen Brief nach Illenau, wo man den Dolch bei ihm auffand, wegnahm, und ihn selbst besser beaufsichtigte. Er starb den 7. Juni 1860 an Tuberkulose der Lungen.

Wäre ich unter dem Dolche meines Schülers, dessen Geheimnis ich allein besaß, gefallen, welche Fabeln würden wohl die geschäftige Phantasie erfindungsreicher Laien über mein Verhältnis zu ihm ausgebrütet haben? Sicher hätte es nicht an selbstgewissen und von ihrem unfehlbaren Scharfsinn überzeugten Leuten gefehlt, die in mir ein moralisches Scheusal erkannt hätten, einen Verbrecher, der das Vertrauen seines unglücklichen Schülers in irgend einer dunkeln Weise, man wisse nur nicht wie, mißbraucht und dafür den verdienten Lohn empfangen habe.

Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Bonn und Karlsruhe.

Nur allmählich brachte ich es zu ärztlicher Praxis in Heidelberg, und erst im letzten Jahre meines dortigen Aufenthalts trug sie mir soviel ein, daß ich aus meinen Einnahmen den Haushalt bestreiten konnte. Hätte ich der Aufforderung einiger befreundeten Pfarrer der umliegenden Dörfer gefolgt und auch Landpraxis angenommen, so würde ich mir eher ein ausreichendes Einkommen verschafft haben, doch konnte ich mich dazu nicht entschließen. Abgesehen davon, daß ich mich nicht gesund und kräftig genug fühlte, schien es mir kaum möglich, den Dozenten und Landarzt in einer Person zu vereinigen. Zwar einer unserer älteren Dozenten hatte die schwierige Aufgabe fertig gebracht. Er las mehrere Zwangskollegia und besorgte zugleich mit großem Eifer die Landpraxis. Es war rührend, den arbeitsamen Mann mit dem scharf geschnittenen Profil in seinem Einspänner auf die Dörfer hinausfahren, und fast rührender noch, ihn heimkehren zu sehen. Er hatte seinen Wagen sehr zweckgemäß eingerichtet, indem er hinten einen Verschlag angebracht, worin er als Lohn seines Fleißes allerlei Früchte des Feldes, Rüben und Kohlköpfe, auch an glücklichen Tagen, wenn die Landleute schlachteten, schmackhafte Würste heimführte.

Für den Anfang meiner Heidelberger Lehrzeit hatte ich auf die Ausstände aus meiner früheren Praxis gerechnet, leider gingen sie mir aber durch die Untreue des Mannes, den ich zum Einzug bevollmächtigt hatte, verloren. Dadurch kam ich in den ersten Jahren mitunter in schwüle Lagen, und es bedurfte der ganzen haushälterischen

Umsicht meiner Frau, sie alle glücklich zu überwinden. Es giebt einen Heldenmut in kleinen Dingen, der sich in den vier engen Wänden des Hauses abspielt, und wir Aerzte haben vielleicht die meiste Gelegenheit, ihn zu bewundern. Diesen besaß meine Frau.

Als der September 1857 herangekommen war, saßen wir wieder einmal ziemlich auf dem Trockenen, und doch hätte ich die Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher, die in Bonn abgehalten werden sollte, unsäglich gerne besucht, ich hatte noch keine mitgemacht und versprach mir viel davon. Ich freute mich im voraus, so viele Koryphäen der Wissenschaft aus Deutschland und dem Auslande zu sehen, hoffte vielleicht wichtige persönliche Beziehungen zu knüpfen, mancherlei Anregungen zu empfangen, endlich mich auch selbst durch eigenen Vortrag und mündlichen Verkehr den Fachgenossen bekannt zu machen. Sind doch solche Versammlungen gelehrte Märkte, wo man sein Bestes feil bietet, Ausstellungen, wo sich oft in wenigen Minuten verrät, wessen Geistes Kind der Mann ist, mit dem man sich unterhält, oder dessen Vortrag wir anhören. Der Schriftsteller, von dem uns vielleicht vorher ein brauchbares Kompendium in die Hand kam, spricht unverständlich oder verbreitet um das Katheder eine unausstehliche Atmosphäre ertötender Langweile. Schon wollte ich aus ängstlicher Sorge, meiner Frau Verlegenheiten zu bereiten, auf die Fahrt nach Bonn verzichten, aber sie gab es nicht zu. Erst geraume Zeit nachher erfuhr ich die Schwierigkeiten, denen sie tapfer entgegen ging, in ihrer wirklichen Größe. So zog ich getrost den Rhein hinab und knüpfte in Bonn die persönliche Beziehung zu dem Anatomen Gerlach von Erlangen, die mich nach Bayern und in die klinische Laufbahn brachte.

Die Bonner Versammlung, die vom 18. bis 24. September unter dem Vorsitze von Nöggerath und Kilian tagte, war sehr besucht, aus Deutschland sowohl, wie aus allen Nachbarländern, namentlich aus Holland. Die holländischen Universitäten waren am reichsten vertreten, ich erwähne von ihren Gelehrten nur Vrolik, van Geuns, Schneevogt, Heynsius, Donders, Harting und den alten prächtigen Anatomen Schroeder van der Kolk, der einen glänzenden Vortrag über das verlängerte Hirnmark hielt, worin er den Herd der Fallsucht

suchen zu müssen meinte. Er entzückte durch seine väterliche Liebenswürdigkeit alle Welt, und einige junge Professoren, die mit ihren meist hübschen Weibchen auf dem Heimweg von ihren Ferienreisen über Bonn gegangen waren, um hier ihre Fachgenossen kennen zu lernen, benützten die große Güte des berühmten Kollegen, um die teuren, aber unbequem gewordenen Ehehälften unter seinen Schutz zu stellen und ihre wissenschaftlichen Wege zu gehen. So sah man denn Herrn Schroeder stets mit einer, auch zwei jungen Damen am Arme sich bewegen, dazu noch vielleicht eine dritte und vierte im Schlepptau; er schien sich dabei nicht übel zu befinden. Von andern Ausländern nenne ich nur den Astronomen Maedler von Dorpat, den hervorragenden Zoologen van Beneden, den Geologen Elie de Beaumont, den vielseitigen Naturforscher Schimper aus Straßburg, die Aerzte Boeck aus Christiania und Murchison aus London, die Chirurgen John Zachariah Lawrence, gleichfalls aus London, Leroy d'Etiolle aus Paris, der seine neuesten sinnreichen Instrumente zur Behandlung schwerer Blasenleiden demonstrierte, und Vanzetti aus Padua. — Die vielen Gäste von Ruf aus Deutschland aufzuzählen würde zu weit führen. Eines jedoch kann ich nicht verschweigen: wenige Gelehrte nur, Donders z. B. und Helmholtz, damals noch Professor in Bonn, trugen den göttlichen Stempel Apollos sichtbar im Antlitz; der schönste Mann in Gestalt und Haltung aber war der Hannoveraner Stromeyer, der berühmte Chirurg. — Von alten Freunden und Bekannten traf ich Friedreich und Heinrich Müller aus Würzburg, Harley aus London.

Von den Sitzungen der medizinischen Sektionen boten die der Anatomen und Physiologen weitaus das Beste. Außer dem alten Schroeder waren es namentlich Helmholtz, Donders, A. Fick von Zürich (später in Würzburg), Heinrich Müller, Czermak, damals Professor in Krakau, Heynsius von Amsterdam, und Gerlach, die durch Mitteilung neuer belangreicher Thatsachen oder Teilnahme an der Diskussion die Verhandlungen lehrreich und anregend machten. Auch Freund Harley sprach über Ausrottung der Nebennieren, durch die Entdeckung von Addisons Krankheit, 1855, damals gerade ein beliebtes Thema; unter mehreren Ratten, die sich nach Wegnahme

ihrer Nebennieren ganz wohl befanden, war auch eine Ratt', die eine „rate“ (Milz) hatte, obwohl sie die Tochter einer Ratt' war, die keine „rate“ hatte, weil man dieser Ratt' die „rate“ weggenommen. Ich selbst demonstrierte mittelst des Tierversuchs die Augenbewegungen, die bei wechselnder Sperre und Wiederkehr der Blutströmung durch die Schlagadern am Halse gesetzmäßig sich ablösen. Dieser Versuch interessierte besonders den Professor Gerlach von Erlangen, er unterhielt sich darüber längere Zeit auf das liebenswürdigste mit mir, und auf einem Ausflug nach dem Siebengebirge wußte er mich an seiner Seite zu behalten; er erkundigte sich auf das Genauste nach meiner Vergangenheit, meinen Studien, Vorlesungen und Aussichten in Heidelberg. Wie er mir später sagte, faßte er mich damals schon ins Auge als möglichen künftigen Kollegen in Erlangen, falls der Kliniker Dittrich, der einem unheilbaren Siechtum verfallen war, ersetzt werden müßte.

Die Bonner Versammlung erfreute sich vieler äußeren Ehren; das nachbarliche Köln hatte sie eingeladen, gastlich aufgenommen und zu ihrer Feier den Dom beleuchtet; zwei Dampfschiffe, festlich bekränzt, trugen die Naturforscher nach Coblenz, wo Prinzessin Auguste ihre Häupter empfing, und auf dem Rückweg ließ sie der Freiherr von Fürstenberg in Remagen bewirten. Bei diesen Gelegenheiten war es wiederholt ungebührlich zugegangen, man schob die Schuld auf die agronomische Sektion, die aus den Rheinlanden starken Zulauf hatte und sich vorwiegend als gastronomisch-oenologisch beteiligte.

Weit würdiger und feiner verlief ein Jahr nachher im Herbste 1858 die 34. Versammlung zu Karlsruhe, jedenfalls eine der schönsten und gelungensten in der langen Reihe ihrer Schwestern. Sie wurde vortrefflich geleitet durch den jovialen Physiker Wilhelm Eisenlohr und den geistreichen Mediziner Robert Volz, und erfreute sich seitens der Großherzoglichen Herrschaften, wie der gesamten Bevölkerung der Residenz einer verständnisvollen, ausgezeichneten Aufnahme, und wurde so in seltener Vereinigung prächtig und gemütlich zugleich. Selbstverständlich waren die beiden Universitäten des Landes und die polytechnische Schule von Karlsruhe vollzählig vertreten; von München waren gewissermaßen im Cortége Liebigs von Kobell,

Martius, Jolly, Pfeufer und Rothmund eingetroffen; auch Berlin war nicht zurückgeblieben, es kamen Magnus, Dove, Poggendorf, H. Rose und andere, zuletzt auch Virchow, der in der dritten allgemeinen Versammlung durch eine glänzende Rede „über die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge" die Zuhörer, fast tausend an Zahl, stürmisch begeisterte; Wien sandte Hebra und den Mathematiker Petzval. So waren aus ganz Deutschland ausgezeichnete Naturforscher und Aerzte zusammengeströmt. Ueberflog mein Auge die langen Reihen herrlicher Männer, die das geliebte Vaterland der Welt geschenkt hatte, so hob sich mein Herz in patriotischem Stolze.

Auch das Ausland hatte wieder eine beträchtliche Zahl berühmter Forscher geschickt. Von St. Petersburg war der große Naturforscher und Nestor der Embryologen, der Entdecker des Säugetier-Eies, Karl Ernst von Baer eingetroffen. Aufrechten Gangs, schlicht und einfach, trat er in den bereits gefüllten Sitzungssaal der Sektion für Anatomie und Physiologie. Da erhoben sich, wie von einem Gefühle der Verehrung hingerissen, alle Anwesenden, und der Vorsitzende, es war Helmholtz, wenn ich nicht irre, begrüßte ihn mit herzlichen Worten. Es war ein unvergeßlicher Augenblick. — Auch der skandinavische Norden, England und die Niederlande, Frankreich und Italien, schickten viele ihrer besten Männer. Aus Paris war Duchenne de Boulogne gekommen, der Begründer der heutigen Elektrodiagnostik und Elektrotherapie, ferner Mercier, der geschickte Chirurg, dessen glücklichen Gedanken, den Katheter an der Spitze mit einer kurzen Krümmung zu versehen, tausend Leidende segnen; Marc Sée, gleichfalls Chirurg, sang in lebhafter französischer Rede das Loblied der Katheterisation der Trachea an Stelle der Tracheotomie; endlich nenne ich den mir sympathischen Professor der Therapie, Adolphe Gubler, geb. in Metz, der mich kurz vorher in Heidelberg besucht hatte und noch lange in litterarischem Verkehr mit mir blieb. Alle Sektionen waren vom Auslande reich beschickt, die chemische sah z. B. in ihrer Mitte Wurtz aus Paris, Nicklès aus Nancy, Stas aus Brüssel, Roscoe aus Manchester und Schoenbein, den Erfinder der Schießbaumwolle, aus Basel, wenn man den gebornen Schwaben als Ausländer ansehen wollte. Dies ist jetzt nicht mehr in solchem

Maße der Fall, allmählich haben alle Nationen ihre eigenen Versammlungen von Naturforschern und Aerzten eingerichtet und als gemeinsames Stelldichein sind die internationalen Versammlungen geschaffen worden. Es sei nur noch bemerkt, daß die benachbarte Faculté de médecine in Straßburg zahlreiche Mitglieder herübergeschickt hatte, Stoltz, Stoeber, Boeckel u. a., Paris sogar den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, den Physiker Despretz.

Die meisten Sektionen boten des Neuen und Anregenden viel. Ich beteiligte mich an der anatomisch-physiologischen und der medizinischen. Um nicht zu ermüden, will ich nur der ersten Sitzung der medizinischen gedenken, nicht weil ich sie in guter, sondern vielmehr in schlechter und warnender Erinnerung behielt; glücklicherweise wohnte ich nur als passiver Zuhörer an. Sie verlief sehr stürmisch, der gutmütige Vorsitzende, Professor Baumgärtner aus Freiburg war der Steuerung des Schiffleins, das er leiten sollte, nicht gewachsen. Der erste, zum Vortrag angemeldete Redner, war den medizinischen Besuchern früherer Versammlungen nur zu wohl bekannt, ein Medizinalrat aus dem hannöverschen Norden. Er behandelte sein wenig ansprechendes Thema in unerträglicher Länge und Breite, weit über die von vornherein vereinbarte Zeit hinaus. Das verdroß den Professor Griesinger aus Tübingen, der unter den Zuhörern saß; es riß dem heftigen Herrn zuletzt die Geduld, er unterbrach den Redner durch Zuruf an den Vorsitzenden, er möge dem Vortragenden doch endlich Schluß gebieten; überdies seien die Dinge, die er vorbringe, teils längst bekannt, teils irrig. Da er aber als ein derber Schwabe sehr kräftig und hitzig ins Zeug gegangen war, hatte er einige anwesende Freunde des Angegriffenen erbittert, einer von ihnen ergriff das Wort und protestierte im Namen der praktischen Aerzte. Sie seien nicht so gelehrt, wie die Herrn Professoren, manches Gehörte sei ihnen neu und erscheine ihnen nützlich und er bitte um Abstimmung der Versammlung, ob der Vortrag wirklich abgebrochen werden solle. Sie erfolgte und der Vortrag wurde zu Ende geführt.

Nach dem Medizinalrat kam ein Professor an die Reihe und die Zuhörerschaft aus dem Regen in die Traufe. Es war der Professor Johann Ignaz Hoppe aus Basel, geboren in der Gegend von

Erfurt, halb Philosoph, halb Mediziner, lange Militärarzt und in der Armee der Brennhoppe genannt, weil er gerne mit Feuer kurierte, 1846 Dozent in Bonn und von da 1852 als a. o. Professor nach Basel berufen, ein langer, strammer Herr mit rötlichem Haupthaar. Unzufrieden mit der gebräuchlichen physikalisch-chemischen Arzneimittelprüfung hatte er eine neue Methode ersonnen, die er „Untersuchung der Arzneiwirkungen an den tierischen Thätigkeiten“ benannte. Von ihrer Durchführung versprach er der Menschheit eine Umwälzung der ganzen Therapie. Zunächst berichtete er der Versammlung über die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die arzneiliche Wirkung des Kochsalzes, die vielen Fröschen das Leben gekostet. Er hatte sämtliche Froschorgane, Herz, Lungen, Leber, Magen, Darm, Augäpfel u. s. w. einzeln mit Kochsalz bestreut und dann zugesehen, wie sie darauf reagierten. Aus den Erscheinungen, die danach eintraten, in Farbe, Festigkeit, an den frischen Muskeln auch wohl Zuckungen, zog er seine Schlüsse für die menschliche Therapie. Auch diese noch härtere Geduldsprobe mußte man über sich ergehen lassen, und hatte sie vorher ein Professor schlecht bestanden, so war es jetzt ein praktischer Arzt, Dr. Friedleben aus Frankfurt, der seine Galle über des geehrten Vorredners Arzneimittel-Froschorgan-Prüfungen ergoß. Er begann seine donnernde Philippika mit den Worten: „Was mußten wir hören, meine Herrn? Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus!“ — Aus solchen Erfahrungen darf man entnehmen, daß ein gutes Gemüt für den Privatgebrauch besser taugt, als zum Präsidium öffentlicher, redeseliger Versammlungen. Uebrigens sei noch daran erinnert, daß Professor Hoppe nach seinem in Basel 1891 erfolgten Tode ein merkwürdiges Testament hinterließ, das damals die Runde durch die Zeitungen machte. Er vermachte sein Vermögen der Stadt zu einer Stiftung, bestehend in einem Hause, worin drei Philosophen gehalten sein sollten Tag und Nacht über nichts anderes nachzudenken als über den Gottesbegriff, worauf die Basler nicht eingingen.

Die Karlsruher Versammlung gab mir die erste Gelegenheit, die persönliche, äußerst anregende Bekanntschaft Griesingers zu machen, die sich später recht innig gestaltete. Auch lernte ich Theodor Bilharz

kennen, dessen Name mit dem seines Lehrers und Freundes Griesinger unzertrennlich verbunden ist. Er war von Kairo herüber gekommen, wohin ihn Griesinger 1850 als Assistenten der medizinischen Klinik am dortigen Hospitale mitgenommen hatte. Er versah jetzt die Professur der Anatomie an der medizinischen Schule, ein bescheidener Mann von schmächtigem Bau, der bereits wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Eingeweidewürmer gemacht hatte. Er zuerst erkannte mit Griesinger die große Bedeutung des Anchylostoma duodeni, das Dr. Dubini in Mailand 1838 im menschlichen Zwölffingerdarme entdeckt hatte. Anfangs, wie die Trichine, nur ein zoologisches Kuriosum, ist dieses kleine, mit unbewaffnetem Auge eben noch sichtbare Würmchen von ihnen als die Ursache der sogenannten tropischen Chlorose erkannt worden, ebenso später als die der solange rätselhaft gebliebenen Anämie der Italiener, die den Gotthard-Tunnel erbohrten, endlich auch der endemischen Arbeiteranämien in zahlreichen Minen und Ziegelfabriken Europas, Deutschlands inbegriffen. Außerdem entdeckte Bilharz einen im Blute des Menschen kreisenden winzigen Wurm, das Distoma Bilharzi, die Ursache schwerer tropischer Krankheiten, namentlich von Blutungen und Entzündungen der Harnwege. Nun ruht der ehrliche Sigmaringer, ein Schüler Arnolds und von Siebolds in Freiburg, in ägyptischer Erde, ein Opfer der Tropenfieber, gestorben nach der Rückkunft von dem großen Jagdausflug Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach den Grenzländern von Abessinien, den er mitgemacht, den 9. Mai 1862 im 37. Lebensjahre.*)

Mit Freuden begrüßte ich auch meine Würzburger Lehrer, Koelliker und namentlich Virchow, sowie Gerlach, meinen Bekannten von der Bonner Versammlung. Viele alte, werte Kollegen fand ich unter den Aerzten des Landes, die sich in großer Zahl eingestellt hatten, darunter Battlehner aus Renchen, heute ein verdientes Mitglied der obersten Sanitätsbehörde in Karlsruhe; er beteiligte sich damals lebhaft an den Verhandlungen der Sektionen. Endlich muß

---

*) Vgl. Reise des Herzogs Ernst v. Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten u. s. w. Leipzig, 1865. S. 71.

ich noch dankend des freundlichen Entgegenkommens der geschäftsführenden ärztlichen Kollegen Karlsruhes gedenken, insbesondere des Dr. Schweig, eines tüchtigen Statistikers, und der Gebrüder Volz: Roberts, des zweiten Präsidenten der Versammlung, und Adolfs, dessen Verdienste ich schon in meinen Jugenderinnerungen rühmte.

An freien Abenden waren heitere Nachsitzungen bei Gambrinus und Bacchus. Da ertönten zum ersten Male außerhalb Heidelbergs die lustigen Weisen des Scheffel'schen Gaudeamus, die sich bald über ganz Deutschland verbreiten sollten. Schmezer, „der Pfarr von Ziegelhausen", war in eigener Person erschienen, schrieb sich ein in die Sektion für Geognosie und erbaute die lauschende Gemeinde verständnisvoller Hörer mit den wunderbaren Geschichten vom alten Granit, dem luftigen Schwanzstern und wie die Ichthyosaura den Ichthyosaurus geküßt.

Die Eltern Scheffels hatten mir bei sich Quartier gemacht und meine Frau nachkommen lassen, der Dichter selbst war auf Reisen. Es waren liebe Leute, bei denen wir gut aufgehoben waren. Von der kunstsinnigen, geistvollen Mutter hatte der Sohn seine poetische Gabe, von dem ehrenhaften Vater, einem Ingenieur und tüchtigen Beamten alten Schlags von sorglicher, etwas grämlicher Natur, den Sinn für strenge Ordnung in Papieren und Finanzen. Das Paar mußte viel Schweres erdulden. Den ältesten Sohn, den ein schweres Gehirnleiden in der Kindheit idiotisch gemacht, pflegten sie im Hause; die einzige Tochter, eine reizende Jungfrau geschmückt mit allen Tugenden der Mutter, hatte ein Typhus zwei Jahre vorher in München weggerafft; und Josef, der geniale Sohn, wanderte ruhelos durch die Welt, noch nicht genesen von den schweren Schlägen, die ihm geistige Ueberarbeitung und der Tod der heißgeliebten Schwester versetzt hatten.



Verzeichnis der litterarischen Arbeiten

von

Dr. A. Kußmaul.

I. Eigene Schriften und Aufsätze.

A. Akademische Preisschrift.

1845. Die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges. Heidelberg, Karl Groos. 106 S. Vorrede XXVI S.

Vgl. dazu meine Bemerkung in der Berliner klin. Wochenschrift v. 5. Febr. 1900, Nr. 6, S. 131.

B. Als praktischer Arzt.

1847. Ein Fall von spontanen, anhaltenden Hämorrhagien in den Bauchfellsack, mit Bildung von Geschwülsten. Zeitschr. f. ration. Med. Bd. 6, S. 92—101.

1852. Zur pathologischen Anatomie des Rheumatismus ac. articulorum. Arch. f. physiol. Heilkunde. Bd. 11, H. 4. — Zwei Fälle von Polyostitis bei Knaben, einen Fall mit Ausgang in Nekrose der Knochen und Genesung, der andere mit Perikarditis und Ausgang mit Tod.

(Wohl die erste Beschreibung der akuten Osteomyelitis, da Chassaignacs Mémoire sur l'ostéomyelite erst 1854 erschienen ist. Czerny.)

1853. Belege zur Kontagiosität der Ruhr nebst einigen Bemerkungen über ihre Therapie. Mitteilungen des badischen ärztl. Vereins, Jahrg. 7, Nr. 2.

1853. Stomatitis septica. Ebenda, Nr. 8.

1853. Erfahrungen über den Abdominaltyphus in der Umgebung von Kandern in den Jahren 1850—1853. Ebenda, Nr. 13.
1854. Bemerkungen über die Bedeutung des Nasenblutens, besonders im Typhus. Ebenda, Jahrg. 8, Nr. 23.

C. Doktordissertation.

1856. Untersuchungen über den Einfluß, welchen die Blutströmung auf die Bewegungen der Iris und anderer Teile des Kopfes ausübt. Diss. inaug. und Verhandlungen der physikalisch-mediz. Gesellschaft in Würzburg. Bd. 6, S. 1—42.

D. Als Lehrer der Heidelberger Hochschule.

1856. Ueber die Totenstarre und die ihr nahe verwandten Zustände von Muskelstarre mit besonderer Rücksicht auf die Staatsarzneikunde. Prager Vierteljahrsschr. Bd. 13, S. 2.
1857. Ueber den Einfluß der Blutströmung in den großen Gefäßen des Halses auf die Wärme des Ohrs beim Kaninchen und ihr Verhältnis zu den Wärmeveränderungen, welche durch Lähmung und Reizung des Sympathikus bedingt werden. Moleschotts Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Tiere. Bd. 1, S. 90.
1857. Untersuchungen über Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung. Gemeinsam mit A. Tenner. Ebenda Bd. 3, S. 1 und als selbständige Schrift im Verlag v. Meidinger u. Sohn, Frankfurt a. M.
1857. Ein Fall von wahrscheinlicher Morphinvergiftung. Deutsche Zeitschr. f. d. Staatsarzneikunde. Bd. 9, S. 2.
1857. Ueber einige Bestandteile des Fliegenschwamms. Mit Dr. Borntraeger. Verhandlungen des naturhist.-med. Vereins in Heidelberg. Bd. 1, S. 18.
1858. Ueber die Zerreißung der inneren Häute der Halsarterien bei Erhängten. Virchows Archiv. Bd. 13, S. 60.
1858. Ueber die Ertötung der Gliedmaßen durch Einspritzung von Chloroform in die Schlagadern. Virchows Archiv. Bd. 13, S. 289.
1859. Von dem Mangel, der Verkümmerung und Verdopplung der

Gebärmutter, von der Nachempfängnis und der Ueberwanderung des Eies. Würzburg, Stahel, 8°. VIII und 384 S.

1859. Untersuchungen über das Seelenleben des neugebornen Menschen. Winter, Heidelberg.

1859. Zwei Fälle von Paraplegie mit tödlichem Ausgange ohne anatomisch nachweisbare oder toxische Ursache. Programm zum Eintritt in die mediz. Fakultät der Universität zu Erlangen. Heidelberg. Druck von Gg. Reichard.

E. Als innerer Kliniker in Erlangen.

1861. Untersuchungen über den konstitutionellen Mercurialismus und sein Verhältnis zur konstitutionellen Syphilis. Würzburg, Stahel. 434 S.

1862. Ueber geschlechtliche Frühreife. Würzburg. mediz. Zeitschr. Bd. 3, S. 321.

1862. Weitere Beiträge zur Lehre von der Ueberwanderung des menschlichen Eies. Monatsschr. f. Geburtskunde. Bd. 20, H. 4, S. 295 u. f.

1863. Beiträge zur Anatomie und Pathologie des Harnapparats. Würzburg. mediz. Zeitschr. Bd. 4, S. 24 u. f.

1. Ueber die Diagnose der Phthisis tuberculosa der Harnwege.
2. Markschwamm der linken Niere bei einem 3½ J. alten Knaben.
3. Hydronephrosis durch Kreuzung des rechten Ureter mit einer überzähligen Nierenarterie.
4. Pyonephrosis mit ungewöhnlicher Ausdehnung der Niere.
5. Morbus Brightii mit ungewöhnlich langer, mehr als zehnjähriger Dauer.
6. Zur Lehre von der Paraplegia urinaria.
7. Zellen mit kernähnlichen und schleimkörperähnlichen Gebilden in ihrem Inneren bei Blasenkatarrh einer Ikterischen. Gallenfarbstoff-Krystalle in diesen Zellen und den Schleimkörperchen des Sediments.

Anhang: Morbus Addisonii.

1864. Rheumatismus articularis mit Tuberculosis miliaris. — Wanderung eines verschluckten Dorns in das Herz und ein freies Konkrement im Herzbeutel. Ebenda, Bd. 5, S. 61.

F. Als innerer Kliniker in Freiburg i. Br.

1864. Zur Diagnose der Embolie der Arteriae mesentericae. Ebenda, Bd. 5, S. 210.

1865. Ueber den Schnupfen der Säuglinge. Zeitschr. f. ration. Med. von Henle u. Pfeufer. Dritte Reihe. Bd. 23, S. 225. Auf Grund zahlreicher Untersuchungen seines Assistenzarztes Dr. Honsell an Säuglingen.

1865. Ueber angeborne Enge und Verschluß der Lungenarterien-Bahn. Zeitschr. f. ration. Med. Bd. 26, S. 99—179, mit drei Tafeln. — Auch in den Berichten der naturhist. Gesellsch. zu Freiburg. Bd. 3, H. 3 u. 4.

1866. Ueber eine bisher nicht beschriebene, eigentümliche Arterienerkrankung (Periarteritis nodosa), die mit Morbus Brightii und rapid fortschreitender allgemeiner Muskellähmung einhergeht. Gemeinsam mit Prof. Rud. Maier. Deutsches Archiv f. klin. Medizin. Bd. 1, H. 5, S. 484 u. f.

1867. Die Aschenbestandteile der Lungen und Bronchialdrüsen. Nach Analysen von Dr. phil. C. W. Schmidt. Ebenda, Bd. 2, H. 5, S. 89 u. f.

1867. Ungewöhnlich große vereiterte Echinokokken-Geschwulst der Leber, durch Punktion geheilt mit Zurücklassung einer Fistel. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 52, S. 543.

1868. Zwei seltene Beobachtungen von tödlich verlaufenen Leberabszessen. Ebenda, Nr. 12, S. 129.
   1. Ein Leberlungenabszeß, wahrscheinlich aus einer Echinokokken-Cyste hervorgegangen und wie Lungenphthise verlaufen;
   2. Vielfache Leberabszesse, aus eitriger Peripylephlebitis hervorgegangen, mit Abszessen der Submucosa intestini coeci et coli und zwischen den Platten des Mesenterium. Vgl. hiezu R. Maier, Archiv der Heilkunde von Wagner, 1867, H. 1, S. 30.

1868. Eitrige Blennorrhoe mit sackiger Erweiterung der Gallengänge der Leber zu zahllosen abszeßähnlichen Hohlräumen, hervorgerufen durch ein Konkrement im Ductus hepaticus. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 20, S. 213.

1868. Sechzehn Beobachtungen von Thorakocentesis bei Pleuritis, Empyem und Pyopneumothorax. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 4, H. 1, S. 1 u. S. 173.
1868. Epidemie durch Vergiftung mit Schwartenmagen in Lahr und Umgebung. Ebenda, H. 5 u. 6, S. 455.
1868. Am 21. Juli Vortrag „über Magenspiegelung" in der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg, der in deren Berichten angeführt, aber leider nicht ausführlich mitgeteilt ist.
1869. Ueber die Behandlung der Magenerweiterung durch eine neue Methode, mittelst der Magenpumpe. Freiburger Prorektorats-Programm zur Geburtstagsfeier des Großherzogs Friedrich v. Baden. — Im wesentlichen bereits vorgetragen 1867 in der 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. — Abgedruckt im deutschen Archiv f. klin. Med. Bd. 6, S. 455 u. f.
1870. Zwanzig Briefe über Menschenpocken und Kuhpockenimpfung. Gemeinverständliche Darstellung der Impffrage. Freiburg i. Br., Wagner. VIII u. 117 S.
1871. Ueber rheumatischen Tetanus und rheumatische Krämpfe, welche mit Albuminurie verlaufen. Berl. klin. Wochenschr. S. 485, 497, 513 u. 525.
1872. Zur Lehre von der Tetanie. Ebenda, S. 441.
1872. Zwei Fälle von spontaner allmählicher Verschließung großer Halsarterienstämme. Deutsche Klinik. Nr. 50, 51.
1872. Zur pathologischen Anatomie des chronischen Saturnismus. Gemeinsam mit Rud. Maier. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 9, S. 283.
1873. Ueber die fortschreitende Bulbärparalyse und ihr Verhältnis zur progressiven Muskelatrophie. Volkmanns Sammlung klin. Vorträge, Innere Med. Nr. 20. — Vgl. dazu: Rud. Maier, Ein Fall von fortschreitender Bulbärparalyse. Virchows Archiv. Bd. 61.
1873. Ueber schwielige Mediastino-Perikarditis und den paradoxen Puls. Berl. klin. Wochenschr. S. 433, 445, 461.
1873. Ueber eine abortive Form des Tetanus. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 11, S. 1.
1874. Zur Lehre vom Diabetes mellitus. Ueber eine eigentümliche

Todesart bei Diabetischen. Ueber Acetonämie. Ueber Glyzerinbehandlung des Diabetes und Einspritzungen von Diastase ins Blut bei dieser Krankheit. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 14, S. 1 u. f.

1877. Die Störungen der Sprache. Versuch einer Pathologie der Sprache. Anhang zu Bd. 12 des Handbuchs der spez. Pathol. u. Therapie v. Ziemssen. 2. Aufl. 1881, 3. Aufl. 1885, 299 S.

G. Als innerer Kliniker in Straßburg i. E.

1878. Ueber direkte Faradisierung des Magens. Archiv f. Psychiatrie und Nervenkrankh. Bd. 8, S. 205.

1879. Anfallsweise auftretende Speichelgeschwulst infolge von chronischer eitrig-fibrinöser Entzündung des Stenon'schen Gangs (Sialodochitis Stenoniana fibrinosa chronica). Berl. klin. Wochenschr. S. 209.

1879. Dr. Benedikt Stilling, Gedächtnisrede, gehalten auf der 52. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Baden-Baden am 18. Sept. 1879. Selbständig erschienen mit zahlreichen Noten der Proff. Dr. Goltz, Dr. Waldeyer und von Dr. Kußmaul selbst. Straßburg, K. J. Trübner.

1880. Ein Fall von multiplen Gliomen in der Cerebrospinalaxe unterhalb der Großhirnschenkel. Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkrankh. Bd. 11, S. 261.

1880. Die peristaltische Unruhe des Magens, nebst Bemerkungen über Tiefstand und Erweiterung desselben, das Klatschgeräusch und Galle im Magen. Volkmanns Sammlung klin. Vorträge. Nr. 181. S. 1637—1674.

1882. Ueber die Regulierung der Lautsprache durch den Tastsinn. Archiv f. Psychiatrie. Bd. 13, S. 712.

1883. Nikolaus Friedreich, gest. 6. Juli 1882. Erinnerungen an ihn. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 32, S. 191.

1887. Demonstration von Nervenkranken auf der Wanderversammlung der Südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte in Straßburg am 11. und 12. Juni 1887. Angeborne Athetose bei einem zehnjährigen Mädchen. (Vgl. dazu: Max Schaede, über Athetose. Diss. inaug. Straßb., 1889.) Kontraktur und Atrophie beider

Unterschenkel nach Typhus bei einem erwachsenen Mädchen. Archiv f. Psychiatrie. Bd. 19, S. 289.

H. Als Professor emerit. in Heidelberg.

1897. Ueber den kommissarischen Entwurf zur Revision der deutschen mediz. Prüfungsordnung. Heidelberg, Karl Winter.

1899. Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1., 2. u. 3. Aufl. 1900, 4. Aufl. 1901, 5. Aufl. 1902. 496 S.

1900. Ueber lange fortgesetzte Anwendung kleiner Digitalisgaben. Therapie der Gegenwart. Januar, S. 1.

Außerdem verfaßte ich die Berichte: Ueber allgemeine Pathologie für 1857 und 1858 in den Jahresberichten von Canstatt und Eisenmann, sowie die: Ueber die Krankheiten des Nervensystems für 1868—1871 in denen von Virchow und Hirsch, mit Nothnagel gemeinsam in denselben von 1872.

II. Abhandlungen in Zeitschriften und die Inaugural-Dissertationen, auf meine Anregung und unter meiner Mitbeteiligung von meinen Assistenzärzten und Schülern geschrieben, sowie hier besonderer Erwähnung wert.

Erlangen (Herbst 1859 bis Ostern 1863).

Durch Beobachtungen auf meiner Klinik wurde Dr. Bäumler, damals mein Assistenzarzt, jetzt Direktor der Freiburger inneren Klinik angeregt:

1. Zu seiner ausgezeichneten Inaugural-Abhandlung: Beobachtungen und Geschichtliches über die Wirkung der Zwischenrippenmuskeln. Erlangen 1860. (Vgl. Canstatts Jahresb. f. 1860. Bd. 1, S. 133.
2. Zu dem Aufsatze: Ein Fall von Verschließung der aufsteigenden Hohlvene und von Pfortaderästen. Deutsche Klinik, Nr. 12 u. 14, 1862.

Außerdem erschienen folgende Dissertationen unter meinen Auspizien:

1860. Max Doederlein: Zur Diagnose der Krebsgeschwülste im rechten Hypochondrium, insbesondere der Niere und Nebenniere. 64 S. — Canstatts Jahresber. S. 323 u. f.

1860. Johann Stein: Ein Fall von geheiltem Wirbelbruch ohne zurückgebliebene Lähmung. — Ebenda, für 1861. Bd. 4, S. 68.

1860. Georg Deininger: Ein Fall von Epithelkrebs im Oesophagus mit Bemerkungen über den Oesophaguskrebs im allgemeinen. — Ebenda, für 1861. Bd. 4, S. 262.

1861. Arnold Rosenburger: Sechs Fälle von Uterus unicornis, darunter einer mit Schwangerschaft in einem verkümmerten Nebenhorn. — Monatsschr. f. Geburtskunde. März 1862.

1861. Karl Kellenberger: Ueber die plötzliche Verrückung des Colon transversum zwischen Leber und Zwerchfell unter den Erscheinungen des Pneumothorax circumscriptus. — Ebenda, für 1861. Bd. 3, S. 289.

1861. Friedrich Braun: Das Vorkommen des Williams'schen Trachealtons, klinisch und an der Leiche erwiesen. — Ebenda, für 1862. Bd. 2, S. 84.

1862. Karl Focke: Beitrag zur Symptomatologie und Diagnostik des Carcinoma hepatis.

1862. Adolf Schmidlein: Ueber die Diagnose der Phthisis tuberculosa der Harnwege. — Abgekürzt in meinen Beiträgen zur Anatomie und Pathologie des Harnapparats. S. o. Nr. 21, 1.

1862. August Maurer: Von der Ueberwanderung des menschlichen Eies. — Vgl. dazu meinen Aufsatz: Weitere Beiträge zur Lehre von der Ueberwanderung des menschl. Eies. S. o. Nr. 20.

1862. J. Pommer: Zur Lehre von der Paraplegia urinaria. Aufgenommen in meinen Beitr. z. Anat. u. Phys. des Harnapparats. S. o. Nr. 21, 6.

1863. Wolfgang Schmidt: Zwei Fälle von chronischer Pneumonie.

1863. G. Steinlein: Ein Dorn im Herzfleisch und ein freies Konkrement im Herzbeutel eines Mannes. Vgl. dazu meinen Aufsatz Nr. 22.

Freiburg i. Br.

1866. Adolf Housell: Ueber Chlorzinkvergiftung, nebst Mitteilung eines solchen Falls aus der inneren Klinik in Freiburg. Berl. klin. Wochenschr. S. 191 u. 202.

1869. Friedrich Vogel: Ueber eine neue Methode zur Entleerung des

Eiters nach der Thoracocentese. Dies. Zeitschr., S. 489 u. 501. — Im Anschluß an Nr. 31.

1872. E. Müller: Ueber Empyema necessitatis pulsans. Dies. Zeitschr., Nr. 4.

1872. Derselbe: Auffallend lange Fortdauer der Herzthätigkeit nach dem Aufhören der Respiration bei einer sterbenden Frau. Deutsche Klinik, Nr. 1.

1874. Anton Frey: Ueber temporäre Lähmungen Erwachsener, die den temporären Spinallähmungen der Kinder analog sind und von Myelitis der Vorderhörner abzuhängen scheinen. Berl. klin Wochenschr. Nr. 1, 2, 3.

1874. Derselbe: Ein Fall von subakuter Lähmung Erwachsener, wahrscheinlich Poliomyelitis anterior subacuta. Ebenda, Nr. 44.

1875. Oskar Schumann: Ueber einen Fall von progressiver Anämie. Diss. inaug.

1875. Ferd. Franz Kaiser: Ueber die operative Behandlung der Bauchempyeme. Diss. inaug. — Besprochen in Virchows Jahresber. Bd. 2, S. 239.

1875. Anton Frey: Ueber den saltatorischen Reflexkrampf. Diss. inaug. — Aufgen. im Archiv f. Psych. u. Nervenkr., 1876. Bd. 6, S. 249 u. f.

1875. Ludwig Wilser: Ueber einen Fall von ausgedehnter Thrombose der Sinus und Venen des Gehirns infolge von Insolation. Diss. inaug. — Unbeachtet gebl.

1875. Hermann Ehrig: Ueber die Feststellung der eitrigen Natur pleuritischer Exsudate. Diss. inaug.

1875. Hugo Gemmel: Carcinoma glandulae thyreoideae. Diss. inaug.

1876. Anton Frey: Kasuistischer Beitrag zur Lehre von der Hirnfaserung. Archiv f. Psych. Bd. 6, S. 327.

1876. H. Engesser: Beitrag zur Kasuistik der multipeln Sklerose des Gehirns und Rückenmarks. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 17, S. 556 u. f.

1876. R. Putzar: Ueber einen Fall von multipler Sklerose des Gehirns und Rückenmarks. Ebenda, Bd. 19, S. 217 u. f.

1876. M. Malbranc: Beobachtung über Aorten-Thrombose und Aphasie. Ebenda, Bd. 18, S. 462.

Straßburg.

1877. Leopold Swiontek: Ueber den Zusammenhang der Phthisis pulmonum mit der scheidenförmigen Verknöcherung der Rippenknorpel. Diss. inaug.

1877. M. Malbranc: Ueber halbseitige Herzkontraktion. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 20, S. 439.

1877. Reinhard von den Velden: Zur Lehre von der Dyspepsie beim Typhus. Berl. klin. Wochenschr., Nr. 42.

1878. M. Malbranc: Ueber Behandlung von Gastralgien mit der inneren Magendouche, nebst Bemerkungen über die Technik der Sondierung des Magens. Dies. Zeitschr., Nr. 4.

1878. Reinhard von den Velden: Fall von spastischer Spinalparalyse. Heilung. Dies. Zeitschr., Nr. 38.

1878. Carl Gassner: Ueber die bei Dilatatio ventriculi vorkommenden tonischen Muskelkrämpfe und epileptiformen Anfälle. Diss. inaug.

1879. Reinhold von den Velden: Ueber Vorkommen und Mangel der freien Salzsäure im Magensaft bei Gastrektasie. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 23, S. 369. (Vgl. ferner: Derselbe, Bd. 27, S. 186.)

1879. Ludwig Edinger: Zur Kenntnis der Drüsenzellen des Magens, besonders beim Menschen. Archiv f. mikrosk. Anatomie. Bd. 17, S. 194.

1879. Reinhard von den Velden: Ueber die Wirksamkeit des Mundspeichels im Magen. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 5, 1880, S. 105.

1879. Eugen Poensgen: Das subkutane Emphysem nach Kontinuitätstrennungen des Digestionstraktus, insbesondere des Magens. Diss. inaug. Deutsches Archiv. Bd. 26, S 171. Canst. Jahresb.

1879. Wilh. Behrens: Ueber den Verschluß des Ductus thoracicus. Diss. inaug.

1879. Wilh. Georgi: Ein Fall von primärem Lungencarcinom ohne Metastasen. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 28.

1879. Hugo Hoffmann: Ueber Hemichorea posthemiplegica. Diss. inaug.

1879. Leopold Homburger: Untersuchungen über kroupöse Pneumonie. Diss. inaug. Canst. Jahresb., Bd. 2, S. 184.
1880. L. Edinger: Ein Fall von Rindenepilepsie. Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkr. Bd. 10, S. 83. Canst. Jahresb.
1880. Julius Jaeger: Ueber Punktionen der Milz zu therapeutischen Zwecken. Diss. inaug. Schmidts Jahrb., Bd. 192, S. 21 u. 22.
1880. Julius Asch: Zur Pathologie der chronischen Darminvaginationen. Diss. inaug.
1880. Paul Koch: Ueber die Heilung der durch das runde Geschwür verursachten Perforationen des Magens mit Eröffnung der Bauchhöhle. Diss. inaug. Unerwähnt bei Canst. u. Schmidt.
1881. Paul Meyer: Anatomische Untersuchungen über diphtheritische Lähmung. Virchows Archiv. Bd. 85. Canst. Jahresb.
1881. L. Homburger: Ueber die Gubler-Robin'sche renale Form des Typhus abdominalis. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 20.
1881. Emil Dietz: Neue Beobachtungen über die Hernien des Zwerchfells. Diss. inaug. Canst. Jahrb., Bd. 2, S. 415. Ergänzung der Abh. v. Bacher. Deutsches Archiv. Bd. 27, S. 268.
1881. Emil Kauffmann: Zur Diagnose der schwieligen Myokarditis.
1882. Eugen Poensgen: Die motorischen Verrichtungen des menschlichen Magens und ihre Störungen mit Ausschluß der Lehre vom Erbrechen. Preisschrift, gekrönt von der med. Fakul. der Universität Straßburg. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Kußmaul. Straßburg, K. Trübner. 4 S.
1882. Carl Marzolph: Zur Behandlung der malignen Lymphsarkome mit Arsenik. Diss. inaug.
1883. Arnold Cahn: Ueber eine besondere Form allgemeiner Atrophie nach Diphtherie, wahrscheinlich nervöser (trophoneurotischer) Natur. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 1. (Fall v. schwerer Oesophaguslähmung.)
1883. Rudolf Gremse: Ueber Pneumonia erysipelatosa. Diss. inaug.
1883. Hermann Hoffmann: Stereognostische Versuche, angestellt zur Ermittlung der Elemente des Gefühlsinnes, aus denen die Vorstellungen der Körper im Raume gebildet werden. Diss. inaug. — Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 35, S. 530 u. Bd. 36, S. 156 u. 398. Canst. Jahrb., 1885, Bd. 1, S. 209.

1883. Paul Meyer: Ueber einen Fall von tödlicher pemphigusartiger Dermatitis mit Veränderungen im Nervensystem. Virchows Archiv. Bd. 94, S. 185.
1884. Arnold Cahn: Antiperistaltische Magenbewegungen. Archiv f. klin. Med. Bd. 35, S. 402. Canst. Jahresb.
1884. Derselbe: Ueber Antipyrin und Antipyrin-Exanthem. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 36, S. 569. Canst. Jahresb.
1884. Derselbe: Heilung von Ileus durch Magenausspülung. Unter Benützung eines Vortrags von Prof. Kußmaul. Ebenda, S. 659 u. 685.
1884. Alphons Schott: Ueber eine bisher wenig beschriebene Form von Gaumengeschwüren, die bei Typhus abdominalis vorkommen. Diss. inaug.
1884. A. Sauer: Ueber lokale Asphyxie und symmetrische Gangrän der Extremitäten mit zwei neuen Beobachtungen. Diss. inaug. C. J.
1884. Arnold Cahn: Gastritis diphtheritica mit gelber Leberatrophie. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 34, S. 113.
1884. Derselbe: Akute Schwefelwasserstoffvergiftung mit längerem Latenzstadium und sehr heftigen intestinalen Symptomen. Ebenda, S. 121.
1885. Wilhelm De Bary: Beitrag zur Kenntnis der niederen Organismen im Mageninhalt. Diss. inaug. — Die Untersuchungen wurden ausgeführt unter der Leitung seines Vaters, Prof. A. De Bary in dessen Laboratorium. Canst. Jahresb.
1885. M. Orth: Ueber primäres Lebersarkom. Diss. inaug.
1885. Camille Fournier: Ueber anfallsweise auftretendes Herzklopfen. Diss. inaug.
1885. Otto Koerner: Zwei Fälle von großen Defekten im Schlaefenlappen. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 17, S. 263.
1885. Jakob Kaufmann: Ueber die bösartige, allgemeine neurotische Dermatitis. Diss. inaug.
1885. Anton Holzer: Ueber das Auftreten von jauchigen Abscessen in den Lungen und jauchiger Pleuritis nach aspirierten groben Fremdkörpern in den Lungen. Diss. inaug.
1885. Fritz Cahen: Carcinom und Phthise. Diss. inaug.
1886. Arnold Cahn: Ueber Gaumengeschwüre bei Typhus abdominalis. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 4. Canst. Jahresb. 2, 26.

1886. Derselbe: Ueber die Diagnose der Verengerung des unteren Teils des Duodenum nebst Bemerkungen über das Zurücktreten von Darminhalt in den Magen und den Nutzen der Magenausspülungen beim Ileus. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 22. Canst. Jahresb.
1886. Derselbe und J. v. Mering: Die Säuren des gesunden und kranken Magens. Aus der med. Klinik zu Straßburg. Deutsches Archiv f. klin. Med. Bd. 39, S. 233. Ausschließliches geistiges Eigentum der beiden Autoren, wie auch die kleine Schrift von
1886. A. Cahn: Beiträge zur Lehre von der Magenverdauung. Straßb. 1886. Kayser, das von Dr. Cahn ist.
1886. Paul Meyer: Beitrag zur Lehre der Degenerationen der Schleife. Archiv f. Psych. Bd. 17, S. 439. Canst. Jahresb. 2, S. 168, bes. S. 112, S. 10. Wert eines Experimentes (Edinger).
1886. Max Flückinger: Temporäre Luxation eines Halswirbels mit tödlichem Ausgang durch Quetschung des Rückenmarks. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 57, S. 433.
1886. Dr. Kreiß: Ein Fall von primärer schwieliger Myositis der Wadenmuskeln (rheumatische Muskelschwiele Frorieps). Berl. klin. Wochenschr. Nr. 59. Canst. Jahresb. 2, 291. S. 113, S. 140.
1886. Hermann Bronner: Ueber die diuretische Verwendung des Koffeins in der prakt. Medizin. Diss. inaug. S. 213, S. 241. Nicht in Canst.
1886. Maurice Muret: Ueber die therapeutische Verwertung des Naphthalins, besonders bei Typhus abdominalis. Diss. inaug. S. 214, S. 97. — Nicht in Canst. Jahresb.
1886. J. Kaufmann: Ein Fall von gekreuzter zentraler Taubheit. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 58. S. 211, S. 253. C. J. 2, S. 492.
1886. A. Cahn u. Fr. Hepp: Das Antifebrin, ein neues Fiebermittel. Zentralbl. f. klin. Med. Nr. 33, und
1887. Dieselben: Ueber Antifebrin (Acetanilid) und verwandte Körper. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 1.
1887. Paul Hepp: Ueber Pseudotrichinose, eine besondere Form von akuter Polymyositis. Dies., Nr. 17, S. 297, 322.
1887. Derselbe: Ueber einen Fall von akuter parenchymatöser Myositis. welche Geschwülste bildete und Fluktuation vortäuschte. Dieselbe, Nr. 52, S. 389.

1887. Erwin Riepenschlaeger: Ueber die Cholecystitis suppurativa und ihre chirurgische Behandlung. Diss. inaug. Von Naunyn zitiert.

1886 u. 1887 erschienen von Prof. Lücke und seinem Assistenten Rockwitz mehrere Abhandlungen, die Bezug zu mir und meiner Klinik hatten:

Lücke: Laparotomie und Darmnaht bei perforierendem Typhusgeschwür. Die Operation wurde am 22. Okt. 1886 auf meinen Vorschlag gemacht. Deutsche Zeitschr. f. Chir. Bd. 25.

Derselbe: Ein Fall von chirurgisch behandelter Perforationsperitonitis. Dies., Bd. 26, S. 521.

Derselbe: Operative Beseitigung von sogenannten Fetthernien wegen Gastralgie. Zentralbl. f. Chir. 1887, Nr. 1. S. 214, 152, verweist auf Koenigs Chir., Bd. 2.

C. Rockwitz: Die Gastroenterostomie an der Straßburger chirurg. Klinik. Deutsche Zeitschr. f. Chir. Bd. 25, S. 502. Neun operierte Fälle wurden aus meiner Klinik der chirurgischen überwiesen.

1888: Eugen Wolffhügel: Ueber spontanen Verschluß sämtlicher Halsarterienstämme als Ursache epileptischer Anfälle. Diss. inaug.

1888. Ludwig Feldmann: Ueber die Entwicklung organischer Erkrankungen des Nervensystems bei Personen, welche lange an schwerer Hysterie gelitten haben. Diss. inaug.

1888. J. Kaufmann und W. De Bary: Ueber die Einwirkung Priesnitz'scher Einwickelungen auf den Blutdruck bei kroupöser Pneumonie und diffuser Nephritis. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 28.

1890. J. Kaufmann: Zwei Fälle geheilter perniciöser Anämie, nebst Bemerkungen zur Diagnose und Therapie dieser Krankheit. Dies., Nr. 10. S. 123, 148.

Heidelberg.

Zwei Abhandlungen von Prof. Fleiner sind Kurmethoden gewidmet, die ich in praxi methodisch in Anwendung brachte und zu deren genauerer physiologischer Begründung und Veröffentlichung ich ihn aufforderte.

1893. Ueber die Behandlung der Konstipation und einiger Dickdarmaffektionen mit großen Oelklystieren. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 3.

1893. Ueber die Behandlung des Ulcus ventriculi mit großen Wismuthdosen, Vortrag auf dem 12. medizin. Kongreß 1893 in Wiesbaden.

Ludwig Ganghofers illustrierte Erzählungen und Romane.

Almer und Jägerleut'. Neue Hochlandsgeschichten. Illustriert von Hugo Engl. 4. Auflage. Geheftet ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Die Bacchantin. Roman. Illustriert von A. F. Seligmann. 2 Bände. 8. Auflage. Geheftet ℳ 8.—, eleg. geb. ℳ 10.—.

Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman. Illustriert von Hugo Engl. 12. Auflage. Geheftet ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—.

Bergluft. Hochlandsgeschichten. Illustriert von Hugo Engl. 6. Auflage. Geheftet ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Der Besondere. Hochlandsgeschichte. Illustriert von Hugo Engl. 4. Aufl. Geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Der Dorfapostel. Hochlandsroman. Illustriert von Hugo Engl. 12. Aufl. Geheftet ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.20.

Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte. Illustriert von Hugo Engl. 11. Auflage. Geheftet ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Es war einmal ... Moderne Märchen. Illustriert von verschiedenen Künstlern. 4. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. Illustriert von A. F. Seligmann. 4. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Das Gotteslehen. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Illustr. v. A. F. Seligmann. 17. Auflage. Geheftet ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—.

Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Eine Hochlandsgeschichte. Illustriert von Hugo Engl. 9. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Der Jäger von Fall. Eine Hochlandsgeschichte. Illustriert von Hugo Engl. 9. Auflage. Geheftet ℳ 3.50, eleg. geb. ℳ 4.50.

Der Klosterjäger. Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert. Illustriert von Hugo Engl. 25. Auflage. Geheftet ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6—.

Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Illustr. von A. F. Seligmann. 2 Bände. 12. Auflage. Geheftet ℳ 10.—, eleg. geb. ℳ 12.—.

Oberland. Erzählungen aus den Bergen. Illustriert von Hugo Engl. 4. Auflage. Geheftet ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Rachele Scarpa. Novelle. Illustriert von A. F. Seligmann. 6. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Schloß Hubertus. Roman. Illustriert von Hugo Engl. 2 Bände. 15. Aufl. Geheftet ℳ 10.—, eleg. geb. ℳ 12.—.

Die Sünden der Väter. Roman. Illustriert von A. F. Seligmann. 2 Bände. 7. Auflage. Geheftet ℳ 8.—, eleg. geb. ℳ 10.—.

Tarantella. Novelle. Illustriert von A. F. Seligmann. 8. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Der Unfried. Ein Dorfroman. Illustriert von Hugo Engl. 8. Auflage. Geheftet ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Das neue Wesen. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Illustr. v. A. F. Seligmann. Geheftet ℳ 5.40, eleg. geb. ℳ 6.50.







